VERSORGERIN

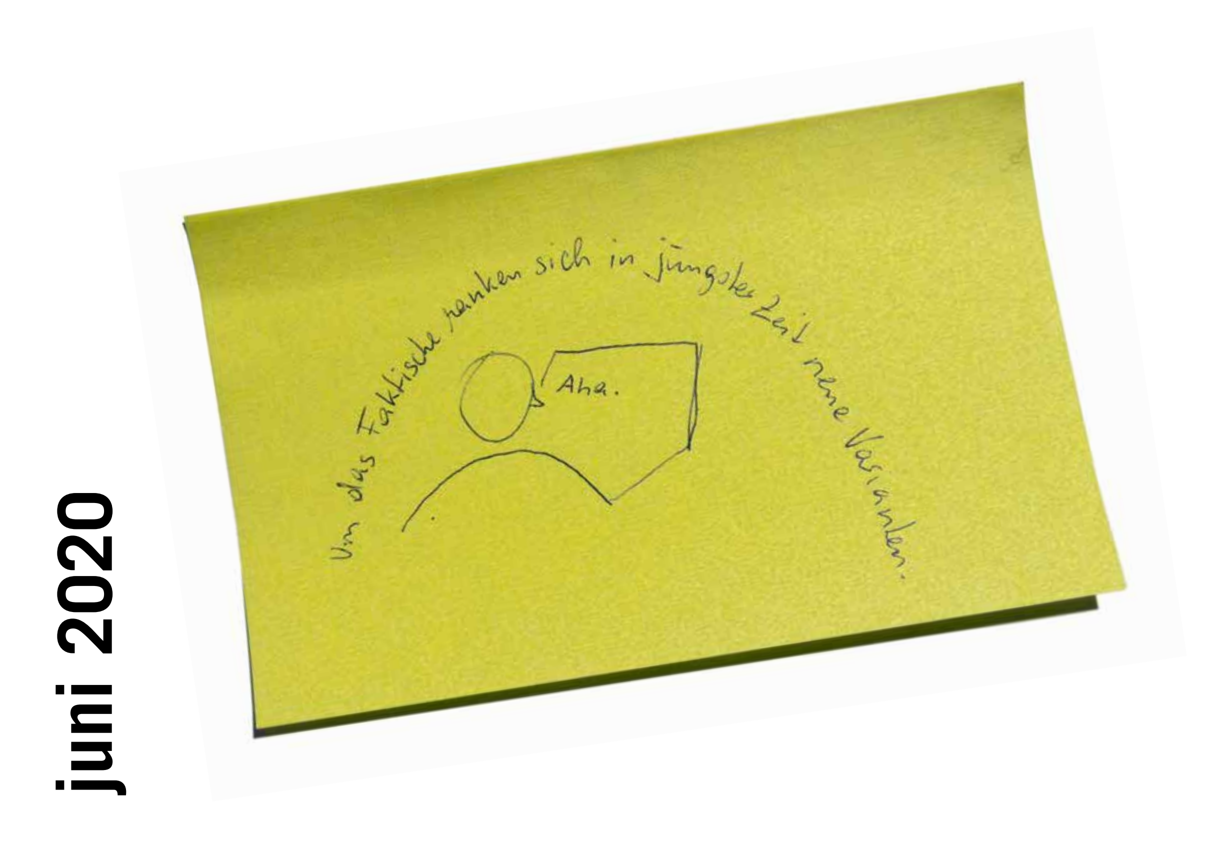
stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0126



Leider kein Treffer.

Meinten Sie: »nationaler *Schulterschuss*«?



juni 2020

versorgerin Nr. / 126 / juni 2020 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Eine Hölderlin-Lieblingszeile unseres verstorbenen Freundes und Kollegen Kurt Holzinger (sein Todestag jährt sich am 27. Juni zum ersten Mal) lautet: *»Komm! ins Offene, Freund!«* (»Gang aufs Land«).

Das mit dem Offenen ist aus bekannten Gründen physisch derzeit noch ein Problem, weshalb sich manches in die scheinbar unendlichen Weiten des Cyberspace verlagert hat. Dieser ist aber leider großteils keine zwanglose Ansammlung von Freund/innen, sondern von Myriaden *Dumpfgummis* (wiederum ein Lieblingsausdruck von Kurt) bevölkert. Die vollmundigen Prognosen einer emanzipatorischen Wirkungen des Internet haben sich blamiert – aus der Demokratisierungmaschine ist lückenlos überwachtes Feindesland geworden, in dem sich Dezentralität und Pluralismus auf Nähe / bzw. Ferne zu den jeweils stärkeren Machtzentren (Regierungen oder Konzerne) erschöpfen.

Zum derzeit oft zitierten »Paradoxon der Prävention« gesellt sich das des digitalen Raumes: Je weiter er wird (quantitativ), desto enger wird er (qualitativ): Alle Filterblasen schillern ähnlich und wenn eine platzt, ist sie bereits im Bauch der größeren gewesen und wird Teil ihres Fruchtwassers.
Dabei wäre es so schön angedacht (bzw. vermarktet) gewesen: Unbeschränkter Zugang zu allem, was Menschen global publizieren.

Tatsächlich ist das ganze schön bereitwillig produzierte und geteilte Wissen in Dateiform Trainingslager für Bots und dient dazu, dass Amazons »Alexa« auf Basis eines Wikipedia-Artikels über Randsportarten parlieren kann. *Barbara Eder* begibt sich somit für uns ins »KI-Wunderland« und *Felix Riedel* betrachtet das Nischenphänomen der »porn games« anhand psychoanalytischer Kategorien.

Die Rede von der Tendenz zur Virtualisierung ist dabei zugleich Ideologie und verschleiert ganz reale Vorgänge im »Life 1.0«, die durch die Pandemie (aber auch die Maßnahmen dagegen) noch verschärft werden: *Mladen Savić* beschreibt Korruption und Autoritarismus in Slowenien, *Svenna Triebler* die Abwehrhaltung gegenüber einer Zurückdrängung des Autoverkehrs und *Paul Schuberth* die systematische Drangsalierung von Obdachlosen.

Wenn dereinst von interessierten Robotern eine postume Geschichte der Menschheit verfasst wird, müsste die Abteilung »Leben im Kapitalismus« einen eigenen Band zum Thema »Prekarisierung« enthalten. In dieser Ausgabe der Versorgerin widmen sich dem Prekariat sowohl *Terje Tüür-Fröhlich*, als auch *Aylin Aichberger* für die Wissenschaft und *Tanja Brandmayr* für den Bereich von Kunst und Kultur.

Über schlechte Arbeits- und Produktionsbedingungen hinaus geht das, was Jakob Hayner als »Krise des Theaters« bezeichnet. *Robin Becker* hat mit ihm ein Gespräch über mögliche Aufgaben darstellender Kunst heute geführt. Ebenfalls in Form eines Interviews mit dem Autor stellt *Till Schmidt* einen Band zum Verhältnis der »postcolonial studies« zum Holocaust vor.

Ein großes Thema dieser akademischen Strömung ist Identitätspolitik – deren Verselbständigung kritisiert *Alexander Keppel* in seinem schwungvollen Kurzessay über das Verhältnis von Gehorsam und Ungehorsam. Selbiges berührt auch den Bereich schulischer Erziehung: *Magnus Klaue* stellt mit der Summerhill School ein schulisches Reformprojekt vor, das es seit fast hundert Jahren gibt. Nicht mehr existieren dagegen Florian Schneider (Kraftwerk) und Gabi Delgado-López (DAF), *Heinrich Anton Schule* erinnert an die beiden gegensätzlichen Maschinenmusiker.

Wenn Androiden nicht (wie bei Philip K. Dick) von elektrischen Schafen träumen, sondern tanzen gehen wollen, basiert der Algorithmus, wo sie mit müssen, vielleicht auf der imaginären Zahl »i«, die als Quadratwurzel aus minus eins gilt. Mit dieser beschäftigt sich *Franz Xaver* und überlegt, wie man sich darüber einem künstlerischen Verständnis von komplexen Informationen annähern kann.

Farblich ist der höchste Grad an Komplexität mit dem Zustand »Schwarz« erreicht, in dem sich der am 15. Juni erscheinende »Gibling« befindet – Anlass genug für ein Interview mit den künstlerischen Grafiker/innen, bzw. grafischen Künstler/innen von OrtnerSchinko, die ihn gestaltet haben.

Um den Bogen zu den STWST-assoziierten Veranstaltungen zu schließen: Das diesjährige Festival AMRO (Art Meets Radical Openness) von servus.at musste in den virtuellen Raum verlagert werden. *Davide Bevilacqua* zieht am Ende dieser Ausgabe der Versorgerin eine Bilanz über die Erfahrungen mit den erzwungenen neuen Arbeitsweisen.

Umbrüche in der Arbeitswelt sind auch Sub-Thema bei *Paulette Gensler*: Sie bespricht Marion Messinas Debütroman »Fehlstart«, in dem sich letztlich eine neue Angestelltenkultur artikuliert, die sich selbst aber in der Tradition der Arbeiter/innenbewegung sieht.

die Redaktion.

STWST 2020 MORE VS. LESS = MORE VIRUS LESS

Kennzahlenfetischismus abschaffen **NOW!** Bedingungsloses Kunst-Einkommen **JETZT!**



STWST 2020 MORE VS. LESS =

CAFE STROM + STWST Öffentlichkeitsbereiche

WENIGER ist immer noch MEHR: **ERWEITERTE Öffnungszeiten ab Mitte JUNI geplant**





Fotos: STWST

STWST48x6 MORE LESS =

Preparation SHOWCASE-EXTRAVAGANZA

Thematische Äquidistanz, antikuratorische Mengenlehre: **MEHR GEHT NICHT!**




Fotos: STWST

stwst.at, stwst48-all.stwst.at

VERSORGERIN

»INTERESSANT« IST »LECKER« FÜRS GEHIRN: NICHT MIT UNS!

SPENDENAUFRUF! SPENDENAUFRUF! SPENDENAUFRUF!

DIE VERSORGERIN IST GRATIS ERHÄLTLICH, WIRD KOSTENLOS VERSCHICKT UND DAS SOLL AUCH SO BLEIBEN.

Das bedeutet aber nicht, dass wir Spenden ablehnen: Wir freuen uns deshalb über Obolusse (in beliebiger Höhe), damit wir nicht demnächst unsere Fahrradkuriere nach Berlin, Kiel und Leipzig schicken müssen.

SPENDEN AN:

Konto: Kulturverein Stadtwerkstatt
AT25 1860 0000 1930 0763
VKBLAT2L
Verwendungszweck: »Spende Versorgerin«
(unbedingt anführen)
Rückfragen an versorgerin@stwst.at

Kriminalkapitalismus aus den südlichen Alpen

Wenn es um autoritäre Tendenzen in der europäischen Union geht, werden schnell Polen und Ungarn genannt. Andere Staaten wie Slowenien geraten da aus dem Blick – nicht aber aus dem von Mladen Savić.

In ganz Europa und auch jenseits des Atlantiks, der politisch, geostrategisch und propagandistisch bis ins kleinste europäische Bächlein fließt, wurde unter notorischer Ausklammerung nahezu jeder Form von ökonomischer Theorie und soziologischem Erklärungsmodell seit 1989 der Kapitalismus autoritär, der Rechtsruck regulär und die sozial-darwinistische Entsolidarisierung nach innen sowie das militaristische Element nach außen bemerkbar. Kleine Länder wie Slowenien sind da keine Ausnahme. Dies führte, zunächst auf medialer, zuletzt auf parlamentarischer Ebene, im mittelbar gemachten Mainstream zur partiellen Rehabilitierung rassistischer und faschistischer Ideen und Bewegungen, natürlich im Namen von Demokratie, Pluralismus und nationaler Sicherheit – und kulminierte in der Unfähigkeit, sich aus dem Würgegriff anti-utopischer Raffgier und reinem real-kapitalistischen Administrieren der Armut zu befreien. Der schwarze Peter der jeweils nächsten Krise konnte und kann jedes Thema mit Angst besetzen: ob Virus, ob Migration, Import, Export, Aktien … So wurde die post-industrielle Gesellschaft, von Dehumanisierung von oben befallen, stetig pseudo-demokratischer, da man nicht die sinnvolle Einschränkung von Machtstrukturen, sondern deren sinnlose Ausweitung aktiv vorantrieb – auch durch instrumentelles Appellieren an die niedrigsten Instinkte wie etwa Fremdenfeindlichkeit. Von sozialen Klassen zu sprechen, galt lange sogar in der europäischen Linken, weitgehend kleinbürgerlich in ihrer Zusammensetzung, als überholt. Das rächt sich jetzt.

Ab da durfte, um sich aufgrund humaner Gesinnung keinem schematisch-vulgären Totalitarismus-Vorwurf aussetzen zu müssen, soziale Unzufriedenheit mehr oder minder nur noch im Rahmen kapitalistischer und nationaler Narrative kundgetan werden – was wiederum die Kenntnis gegenwärtiger Entwicklungen unterwanderte, den Handlungsspielraum der Massen auf das passive Fügen gegenüber Marktzwängen reduzierte und das positive Schreiben von Geschichte kurzerhand in der Ethnisierung der Gesellschaft annullierte. Anstelle der konkreten sozialen Utopie zur Verbesserung materieller Verhältnisse und internationaler Beziehungen trat das dumme Dogma des Kapitals, seine Dominanz und unbarmherzige Verwertungsmaschinerie von Rohstoff und Arbeitskraft. Die Zerstückelung Jugoslawiens hatte Europa, welches sich mithilfe von Konzernen, Bürokratenriegen und nordatlantischen Militärs als EU neu erfinden und als quasi-moralische Schicksalsgemeinschaft präsentieren wollte, als Versuchslabor gedient für eine offenbar gelungene neo-liberale Gleichschaltung am alten Kontinent. Autoritäre Regierungssysteme mit formaldemokratischer Fassade und habitueller Korruption nahmen seither zu und erfüllten in oft halbleeren Parlamenten bestens vergüteter Volksvertreter so ziemlich jedes Klischee einer Schwatzbude zur Bemäntelung des privatwirtschaftlich dirigierten Politikgeschäfts. Aber es sollte schlimmer kommen.

Nun hatten neben Polen, der Türkei, Frankreich, Österreich und insbesondere Ungarn, wo unlängst das Parlament kaltgestellt wurde, rechtsextreme Tendenzen und bonapartistische Allüren in den Regierungsreihen auch in Slowenien mit seinen zwei Millionen Einwohnern eine postmoderne Konjunktur erlebt, die sich im Kokettieren mit der Konzentration von Macht abseits möglichst jeder Rechenschaft gegenüber dem angeblichen Volkssouverän äußert. Mitten in der Corona-Krise wurde Janez Janša, Sohn eines Domobran-Wehrmacht-Kollaborateurs und Freund des Autokraten Viktor Orbán, in einem charakteristischen Kabinettstheater ohne Neuwahlen zum Lenker slowenischer Landen ernannt. Das bürokratische Schauspiel bestand im Wesentlichen darin, dass die Parlamentarier vor lauter Furcht, ihre Abgeordnetensitze und großen Gehälter zu verlieren, auf den Urnengang der Bevölkerung lieber verzichteten. Stattdessen fand unter ihresgleichen eine geheime Wahl statt – mit dem Ergebnis einer Neuauflage von Janša als Premierminister. Das dünne Furnier der Zivilisation blättert jedenfalls.

Im blockfreien Jugoslawien war Janša Kolumnist der Zeitung »Mladina« und ein anti-kommunistischer Dissident aus dem semi-kriminellen Milieu. Wegen Weitergabe vertraulicher Militärgeheimnisse wurde er im Sommer 1988 rechtskräftig zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Wenig überraschend, hatte er während des UNO-Waffenembargos der 90er Jahre als Verteidigungsminister im illegalen Waffenschmuggel eine Rolle gespielt, wofür er, dem slowenischen Geheimdienstler Andrej Lovšin zufolge, bis zu einer Viertelmillion US-Dollar Provision kassiert hätte. 1994 musste er im Zuge der Affäre »Depala Vas« erstmals zurücktreten, doch sollte es nicht bei diesem einen Mal bleiben. Sein Einfluss würde wachsen, und seine kapitalstarken Seilschaften mussten folglich Früchte tragen. Von 2004 bis 2008 dauerte seine erste Amtszeit: konservativ-nationalistisch. Beim staatlichen Ankauf von 135 finnischen Radpanzern wurde Janša 2011 neuerlich straffällig und in die Affäre »Patria« verwickelt, in der gegen ihn Anklage erhoben wurde. 2012 wurde er dennoch Regierungschef – bis das Parlament ihm infolge des Korruptionsskandals das Vertrauen entzog.

Im Sommer 2014 trat er wegen Schmiergeldzahlungen in Höhe von 278 Millionen Euro eine Haftstrafe an, wurde jedoch zeitgleich ins Parlament gewählt, zu deren Sitzung er später direkt aus dem Gefängnis anreiste. Im Gegenzug wurde ein Dutzend Journalisten von einem Ehrengericht wegen manipulativer Berichterstattung und angeblich kommunistischer Machenschaften angeklagt, so als wäre die amerikanische Hexenjagd der 50er Jahre neu eröffnet. Zur allgemeinen Überraschung kippte im Frühling 2015 der Oberste Gerichtshof das Urteil: Janša kam frei und aus der Zelle zurück auf die tagespolitische Tribüne. Dessen Freund, ein österreichisch-kanadischer Geschäftsmann namens Walter Wolf, wurde zwar von Interpol per internationalem Haftbefehl gesucht und in Kanada einmal verhaftet, gegen Kaution hingegen wieder freigelassen, sodass die Vorwürfe am Ende gerichtlich verjährten. Zu Jahresbeginn 2018 gewann Janša wieder die Wahlen – bei einer Wahlbeteiligung von knapp 52%. Ihm fehlte indes eine klare Mehrheit zur Regierungsbildung, die dann Marjan Šarec, ein Komiker, mit einer Mitte-Links-Koalition mehrerer Parteien übernommen hatte. Als die sie duldende Linke die anti-soziale Politik nicht mehr stimmlich mittragen wollte, zerbrach die Regierung und machte, wie gehabt, für Janša den Weg frei.

Seither wurden Journalistinnen des staatlichen Fernsehens immer wieder öffentlich als verkappte Kommunistenkaste diffamiert und unter Berufung auf Covid-19 gleich alle Pressekonferenzen eingestellt. Dem vielleicht prominentesten Regierungskritiker Blaž Zgaga, Aufdecker des besagten Radpanzer-Skandals, wurde von Internet-Trollen und im privaten Fernsehen Nova24 vorgeworfen, »Lügen im Auftrag von George Soros« zu verbreiten. Aleš Hojs, der Leiter von Nova24, wurde dementsprechend Mitte März 2020 zum Innenminister berufen. Anfang Mai 2020 wiederholt sich das bekannte Szenario dubioser Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs von Slowenien, als selbiger beschließt, die Entschädigungszahlung Janšas von 6000 Euro an die Journalistin Mojca Šetinc Pašek aufzuheben, obwohl dieser sie wörtlich als »ausgediente Prostituierte« bezeichnet hatte, die sich im Freudenhaus der Berichterstattung »billig verkaufen« würde. Das oberste Gericht sah den Interpretationsspielraum bei öffentlichen Personen als groß an und beharrte auf einer verzeihlichen »metaphorischen Auslegung« der herabwürdigenden, frauenfeindlichen Aussage. Kaum an der Macht, spürten die Konservativen aus dem Fußvolk den rechten Rückenwind der Staatsspitze und pochten auf Grenzverschärfungen gegen Flüchtlinge: 23 slowenische Gemeinden verlangten Ende April 2020 die Aktivierung von Artikel 37 der Notstandsgesetze, um Soldaten an der Landesgrenze aufzustellen zum Schutz vor illegalen Einwanderern. Kurz, die Militarisierung der slowenischen Gesellschaft ist weit vorangeschritten.

Die post-sozialistische, klerikale und unterhaltungsindustriell-konsumistische Verdummung schafft es immerhin, dass ein nunmehr reicher Emporkömmling wie Janša mit seiner Partei SDS – Mitglied der europäischen Volkspartei – nach einem Vierteljahrhundert ungebändigter Marktwirtschaft problemlos punkten kann mit aggressiver Rhetorik, menschenfeindlichem Nationalismus, Xenophobie und irrationaler Argumentation. Dank einer Philosophie im Dienst der politischen Macht lässt sich die Uniformierung der Gesamtgesellschaft kaum mehr übersehen. Nicht schrankenlos geherrscht wird wie einstmals, sondern den Beherrschten das unbeschränkte Herrschen als solches philosophisch gerechtfertigt und hierzu sexy angezogen – und die Propagierung von Stereotypen gehört dazu. Der Mini-Trump Janša ist als Verkörperung enger Interessen, als Symbol des Partikulären im Gegensatz zum Universellen zugleich Symptom eines zivilisatorischen Niedergangs, ein soziales Krankheitsbild in kristallisierter Form. Wenn selbst die obersten Autoritäten verbal und juristisch einen Geist des Anti-Humanismus und der Ausgrenzung und Denunziation pflegen, dauert es selten lange, bis ein rigid-autoritärer Massencharakter, davon ermutigt, sich rührt und immer lebendiger wird. Diese Abnahme von Zivilität lässt sich ablesen am zunehmend zynischen Umgang des Staates mit Menschen und Massen und an den gesellschaftlichen Zielen, die gestutzt wurden auf den bloß administrativen Aspekt einer Operationalisierung von Aufgaben für Markt und Privatwirtschaft. Fortschrittliche Zeiten zeichnen sich tendenziell dadurch aus, eine Übermacht von Staat und Verwaltung in die Schranken zu weisen und Entscheidungsträger zu kontrollieren, während in rückschrittlichen Epochen die Machtstrukturen zementiert werden und die Bevölkerung zum Appendix eines ökonomisch-politischen Systems degeneriert. Allein, solcherlei befördert auf lange Sicht nicht nur das Auffliegen der rechten Poser, sondern auch eine elitär-fragile Staatlichkeit.

Mladen Savić, Philosoph und Autor, geb. 1979 in Zagreb im blockfreien Jugoslawien, lebt und wohnt in Wien.

2016: Debütwerk »MÜCKEN UND ELEFANTEN. Essays, Reflexionen, Polemiken.« (Drava-Verlag, Edition TRI). Kurzgeschichtensammlung »Alltagserlebnisse« (Taschenspiel-Verlag). Exklusivpublikation »Ein Fahrraduniversum« (Taschenspiel-Verlag) zur Internationalen Wiener Fahrradschau.
2017: »FEUER AM DACH. Essays, Reflexionen, Polemiken.« (Drava-Verlag, Edition TRI)
2020: »NARRENSCHIFF AUF GROßER FAHRT. Essays, Reflexionen, Polemiken.« (Drava-Verlag, Edition TRI).

Die zweite Welle ist eine politische und sie ist schon da: Österreich, England, Schweden

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

Der Dozent traf Herrn Groll in der Kärntner Straße zu Wien. Auf Höhe des Hotels Sacher hatten sie telefonisch einen Treffpunkt auf einer Parkbank vereinbart. Sie nickten einander zu und nahmen in gebührendem Abstand Platz. Beide trugen eine Maske.
»Ich bin ja gestern von Pritschitz am Wörtherseee nach Wien zurückgekehrt«, eröffnete Groll die Aussprache. »Sechs Wochen lang war ich in Quarantäne, nur vier Mal rückte ich aus, drei Mal für einen schnellen Einkauf und einmal um neue Bremsen für meinen Rollstuhl Joseph III. entgegenzunehmen. Obwohl ich isoliert war, habe ich dennoch Kenntnis von bemerkenswerten Ereignissen. Ich möchte Ihnen von einer Klagenfurter Ärztin und einem Salzburger Kollegen sowie einem Klagenfurter Sonderschullehrer erzählen.«
»Ich höre«, sagte der Dozent und zückte sein Mozzano-Notizbuch aus toskanischem Rindsleder.
Herr Groll schlug ein Bein über das andere und berichtete: »Die Ärztin, eine Anästhesistin und Intensivmedizinerin vom Klinikum Klagenfurt, weilte wegen eines Forschungsprojekts in einer staatlichen Klinik in Birmingham und zwar im Stadtteil Aston. Sicher haben Sie von dem berühmten Fußballklub Aston Villa gehört, der sieben Mal englischer Meister wurde und jetzt einem chinesischen Milliardär gehört? Oder von Aston Martin, dem Sportwagenproduzenten, dessen Flitzer nahe Aston zusammengeschraubt werden? Oder vom rot-ziegeligen Schloß Aston Hall aus der Shakespeare-Zeit, in dessen Park der Fußballklub sein Stadion hat?«
Er interessiere sich nicht für Fußball, sein Sport sei das edle Lacrosse, wo er die Ehre habe, Mannschaftsführer der Vienna Cherokees zu sein, erwiderte der Dozent. Englische Sportwagen lehne er seit seiner Jugend ab, als er mit dem Direktionsjaguar seiner Mutter von Chauffeur Herrn Kálmán täglich ins Theresianum gefahren wurde, wobei im Wochenrhythmus Pannen zu beklagen waren, worauf er zu spät in der Klasse erschien und sich hämische Bemerkungen des Lehrers und der Mitschüler über die Alltagstauglichkeit englischer Automobile hatte anhören müssen. Rot-ziegelige Schloßgebäude könnten ihm erst recht gestohlen bleiben, das Direktionsgebäude der elterlichen Maschinenfabrik bestehe aus roten Ziegeln und er sei froh, dort nicht unter der Kontrolle seiner Mutter als ewiger Direktionsassistent schuften zu müssen.
»Wie dem auch sei«, erwiderte Groll. »Die Klagenfurter Ärztin begann also in der besagten Klinik in Birmingham zu forschen. Nach ein paar Tagen wurde sie von der Pandemie überrascht und arbeitet seither rund um die Uhr auf einer Covid-19-Intensivstation. Anfangs waren Schutzkleider und Masken Mangelware, aber das hat sich gebessert. Dennoch sind mehrere Pfleger und Ärztinnen erkrankt, eine Ärztin und ein Pfleger befinden sich seit zwei Wochen in einem lebensbedrohlichen Zustand. Wenn sie überhaupt mit dem Leben davonkommen, müssen sie schwere Lungenschäden gewärtigen. Die Klagenfurter Ärztin berichtet von anhaltend dramatischen Entwicklungen. Offiziell würden allein 28.000 Virus-Tote in den Alters- und Pflegeheimen angegeben. Rechne man noch jene alten Menschen hinzu, die in ihren Wohnungen verstarben, müsse mit einer Verdoppelung der Zahl gerechnet werden. Dazu komme noch eine hohe Dunkelziffer, denn die Verstorbenen würden nicht auf das Virus getestet und gingen daher nicht in die einschlägige Todesstatistik ein. Und alle wüssten, daß dies erst der Anfang der ersten Pandemie-Welle sei. Sie berichtet weiters, daß in der Presse ein Kampf zwischen Medizinern und Virologen, die zur Vorsicht mahnen und offen eugenisch argumentierenden Politikern, die überwiegend den konservativen Tories angehören, tobt. Ein besonders kaltschnäuziger Vertreter des Massentods für ältere Menschen – unter denen sich auch viele behinderte Patienten befinden –, ein gewisser Geoffrey Clifton-Brown, Schatzmeister einer einflußreichen rechten Gruppe innerhalb der Tories, wurde mit dem Satz zitiert, wenn man, was dringend erforderlich sei, die Wirtschaft wieder hochfahre, müsse man eben das Risiko in Kauf nehmen, daß unter den Älteren, und da besonders unter den Heimbewohnern, der Tod reiche Ernte halten werde. Der Meister des fremden Todes wurde übrigens im Vorjahr zum schlechtesten und faulsten Parlamentsabgeordneten des Königreiches gewählt.«
Kopfschüttelnd nahm der Dozent eine Eintragung in seinem Notizbuch vor. »Der ehrenwerte Mann fährt im Übrigen einen Sportwagen und zeigt sich ideologisch dem Tesla-Eigentümer Elon Musk verwandt, der die virusbedingten Ausgangsbeschränkungen Kaliforniens als ‚Faschismus' bezeichnet«, fuhr Groll fort. »Und im ‚Spectator' behauptet ein Kolumnist namens Toby Young, daß der Lockdown vielleicht das Leben einiger hundert alter Menschen verlängere, die dafür aufgewendeten Kosten aber eine unverantwortliche Verschwendung von Steuergeld seien.«[1]
»In Deutschland stößt Parlamentspräsident Wolfgang Schäuble ins selbe Horn«, erwiderte der Dozent.
»Woraus man ersehen kann, daß auch Rollstuhlfahrern der Humanismus nicht automatisch zuwächst. Der grüne Oberbürgermeister von Tübingen, Boris Palmer, drückt es noch deutlicher aus. Der Zugewinn von Lebenszeit für ein paar Menschen, die sowieso bald sterben würden, stehe in keinem Verhältnis zu den wirtschaftlichen und sozialen Schäden, die der Lockdown verursache. Als sich dagegen massiver Protest erhob, redete er sich feige auf die hungernden Kinder Afrikas aus, die der Hilfe mehr bedürften als die deutschen Senioren. Als würde auch nur ein afrikanisches Kind gerettet, wenn man schwerkranken Menschen in Deutschland die Behandlung verweigert.«



Bild: Tony Hisgett (CC BY 2.0)

Aston Hall in Birmingham

»Ja, die Grünen haben in Fragen des Lebensschutzes eine offene Flanke. Ich erinnere mich, daß der damalige Gesundheitssprecher der Grünen, der Mediziner Kurt Grünewald, der von 1999 bis 2013 im Nationalrat saß, im Hochsommer 2001 sich die Euthanasie an vermeintlich hoffnungslosen Fällen vorstellen konnte. Der damalige Bundessprecher der Grünen, Alexander van der Bellen, sprang ihm bei und lobte das holländische Modell der aktiven Euthanasie, das man sich näher anschauen solle. Er, van der Bellen, könne sich unter bestimmten Voraussetzungen auch aktive Sterbehilfe vorstellen. Die ÖVP und die SPÖ reagierten damals mit scharfem Protest und die Grünen zogen sich schleunigst von diesem vergifteten Terrain zurück.«[2]
»Ich bewundere Ihr Gedächtnis«, sagte Groll.
»Mein Gedächtnis steckt hier drin«, der Dozent tippte auf den Block auf seinen Oberschenkeln. »Toskanisches Rindsleder ist teuer, aber klug. Und vor allem, es ist unbestechlich.« Er klappte das Notizbuch zu. »Sie erwähnten weitere Ärzte.«
Groll nickte. »Zum einen ist da ein Salzburger Notfallarzt. Er ging aus beruflichen Gründen nach Schweden und ist angesichts des Massensterbens in den Altenheimen und der bewussten Untätigkeit der Regierung und der Gesundheitsbehörden entsetzt. In den Einrichtungen sterben die alten und behinderten Menschen wie die Fliegen, berichtet er. Seit geraumer Zeit erkranke auch das ärztliche und pflegerische Personal, Todesfälle seien keine Seltenheit. So kommt es, daß Schweden eine fünf Mal höhere Sterberate als Österreich und eine um neun Mal höhere als Finnland aufweist, das früh strenge Vorsichtsmaßnahmen eingeführt hat.«
»Sie erwähnten eine dritte Person ...«
»Ich meine einen Gemeinderat in Klagenfurt. Sein Name ist Georg Reinisch. Er absolvierte zwei jahre lang ein Schmalspurstudium für Betriebswirtschaftslehre an der Alpe Adria Uni Klagenfurt und machte dann die Lehramtsprüfung für ‚Allgemeine Sonderschulen und Sonderschulen für Schwerstbehinderte'. Daß die ‚Schwerstbehinderten' auch Menschen sind und folglich als Menschen und nicht mit ihrer Behinderung anzusprechen sind – soweit reichte es im Kärntner Schulwesen nicht, zumindest nicht in den Lebenslauf des Herrn Reinisch, der seit 2012 im ‚Sonderschuldienst' tätig ist. Der Beruf ließ dem umtriebigen Klagenfurter aber Zeit, eine politische Laufbahn einzuschlagen. Er engagierte sich in der FPÖ Jörg Haiders, nach dessen Tod verlor er im Chaos der Abspaltungen und Wiedervereinigungen aber den Überblick und trat aus der Partei aus. Seit ein paar Jahren ist er ein sogenannter heimatloser Freiheitlicher im Klagenfurter Gemeinderat, auch so etwas gibt es.«
»Das heißt, er lebt ohne Klubzwang als ‚wilder' Abgeordneter?«
»Und fällt durch lichtvolle Aussagen auf. So zieht er in verschiedenen Postings die Existenz einer Pandemie in Zweifel und unterstellt der Regierung eine sinistre Unterwerfungsstrategie der Bevölkerung. Außerdem behauptet Reinisch, die Italiener hätten aufgrund der schlechten Luft und der Tatsache, daß Antibiotika in Supermärkten erhältlich seien, ein schlechteres Immunsystem und seien folglich nicht so gegen das Virus gewappnet wie die stahlharten Kärntner.[3]«
»Mit seinen Verschwörungstheorien wäre er im FPÖ-Parlamentsklub in Wien gut aufgehoben«, führte der Dozent Grolls Gedanken weiter.
»Klubobmann Kickl verdammt die Sicherungsmaßnahmen ja auch in Grund und Boden. In Klagenfurt gab es am 1. Mai einen von Freiheitlichen organisierten Autokorso und in Wien eine Demo gegen die Schutzmaßnahmen. Der Chef der rechtsextremen Identitären, Martin Sellner, ist dort ein gern gesehener Gast. Es sollte mich nicht wundern, wenn er auch bei der Organisation der Kundgebungen seine Hände im Spiel hätte. Daß sich auch der Gesundheitsökonom Pichlbauer in dieser Frage in die Reihen der Verschwörungstheoretiker einreiht und den schwedischen Weg lobt , zeigt nur einmal mehr, daß von den Gesundheitsökonomen für alte, schwache und behinderte Menschen eine permanente eugenische Gefahr ausgeht.«[4]
»Wenn ich Ihre Ausführungen zusammenfasse und sage, daß die zweite Welle schon da ist, diese aber nicht vom Virus verursacht ist, sondern von rechten Obskurantisten und Eugenikern ...«
»Würde ich nicht widersprechen«, antwortete Groll und löste die strengen Bremsen seines Rollstuhls.

---

[1] Guardian, 29.4; The Observer, 19.4.
[2] Standard, 1.8. 2001
[3] Kleine Zeitung, 1. 4. 2020
[4] Standard 1.5. 2020

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Sein letzter Roman »Herr Groll und die Donaupiraten« ist September 2019 im Otto Müller Verlag erschienen. Derzeit arbeitet er an einem Roman, der sich mit den Verflechtungen von internationalem Kapital (Rohstoffen) und den Salzburger Festspielen befassen wird.

Heilig‘s Blechle

Svenna Triebler über die virale Verkehrswende.

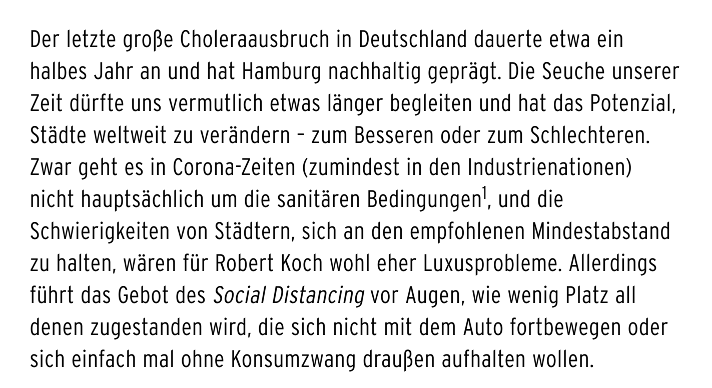
Als Hamburgs Erster Bürgermeister Peter Tschentscher sich Anfang April in einer Regierungserklärung zur Coronakrise an die Bevölkerung wandte, kam er auch auf die Choleraepidemie zu sprechen, die 1892 die Stadt heimsuchte. Die unrühmliche Rolle des damaligen Senats erwähnte er freilich nicht: Der hatte sich nach den ersten Fällen zunächst eingeredet, es handele sich um Salmonellose; die Krankheit trat in jener Zeit regelmäßig auf und traf überwiegend die Habenichtse in den ärmlichen Vierteln in Hafennähe. Kein Grund zur Beunruhigung also für die Stadtoberen. Und schon gar kein Grund, andere zu beunruhigen – etwa die für die Stadt so einträgliche Handelsschifffahrt.

Die Epidemie, die am Ende fast 9.000 Menschen das Leben kostete, wurde erst durch das Eingreifen der Reichsregierung gestoppt. Die ließ den Hafen dichtmachen und setzte Robert Koch als »Reichs-Commissar für die Gesundheitspflege im Stromgebiet der Elbe« ein. Der Mediziner, quasi der Christian Drosten seiner Zeit, war entsetzt über die Zustände, die er in den Armenvierteln vorfand: »Ich habe noch nie solche ungesunden Wohnungen, Pesthöhlen und Brutstätten für jeden Ansteckungskeim angetroffen […].« Koch bestätigte offiziell, dass man es mit der Cholera zu tun hatte; deren Brutstätte war das ungereinigte Trinkwasser aus der Elbe. Eine Filtrieranlage war zwar seit 20 Jahren geplant, der Bau aber immer wieder verzögert worden (unter anderem gab man lieber Geld für das schicke neue Rathaus aus).

Nach dem Abklingen der Epidemie ging der Bau der Kläranlage dann plötzlich ganz schnell, sie wurde 1893 fertiggestellt. Auf der Veddel entstanden neue Hallen zur Unterbringung von Auswanderern, die bisher in Baracken am Hafen untergekommen waren; die Slumviertel wurden teils saniert, teils abgerissen, und eine neue Bauverordnung sollte bei Neubauten für bessere hygienische Standards sorgen.



Suchbild: Finden Sie die Radspur? (Hamburg, 2020)



Der letzte große Choleraausbruch in Deutschland dauerte etwa ein halbes Jahr an und hat Hamburg nachhaltig geprägt. Die Seuche unserer Zeit dürfte uns vermutlich etwas länger begleiten und hat das Potenzial, Städte weltweit zu verändern – zum Besseren oder zum Schlechteren. Zwar geht es in Corona-Zeiten (zumindest in den Industrienationen) nicht hauptsächlich um die sanitären Bedingungen[1], und die Schwierigkeiten von Städtern, sich an den empfohlenen Mindestabstand zu halten, wären für Robert Koch wohl eher Luxusprobleme. Allerdings führt das Gebot des *Social Distancing* vor Augen, wie wenig Platz all denen zugestanden wird, die sich nicht mit dem Auto fortbewegen oder sich einfach mal ohne Konsumzwang draußen aufhalten wollen.

Vélorution …

Und tatsächlich gibt es im Verteilungskampf um den öffentlichen Raum hoffnungsvolle Entwicklungen: Plötzlich setzt sich in vielen Ecken der Welt die Erkenntnis durch, dass die gesündeste Form der Fortbewegung (und zwar nicht nur in Pandemie-Zeiten) das Radfahren ist.

So zahlt etwa der französische Staat allen, die eine Reparatur ihres Vélos benötigen, einen Zuschuss von 50 Euro, damit sich die Menschen nicht in Bussen und Bahnen drängeln müssen. Und zumindest Paris sorgt mit im Handumdrehen eingerichteten – zunächst provisorischen – Radwegen auch für eine Verkehrsinfrastruktur, die nicht nur Adrenalinjunkies und Lebensmüde aufs Rad lockt.

Die französische Hauptstadt reiht sich damit in die Liste von Großstädten ein, in denen die Pandemie als Katalysator für die Verkehrswende wirkt: Die kolumbianische Hauptstadt Bogotá war die erste, die Autospuren auf den Hauptverkehrsstraßen zu baulich abgetrennten Radwegen umwidmete – und zwar gleich auf mehr als hundert Kilometern. Neben Paris folgten unter anderem Mailand, Mexiko City und, etwas überraschend, der Tummelplatz der wohl mächtigsten Autolobby der Welt, also Berlin. Weniger überraschend ist, dass dort gleich der erste neu entstandene Radweg sofort von parkenden Autos blockiert war und sich die bislang rund zehn Kilometer sogenannter Pop-up-Bikelanes im internationalen Vergleich dürftig ausnehmen. Und erst recht im Vergleich mit London, dessen Bürgermeister angekündigt hat, eine der größten autofreien Innenstädte weltweit zu schaffen.

Auch in New York werden die Autos von vielen Straßen zugunsten von Fußgängern und Radfahrern verbannt, insgesamt 160 Kilometer sollen es werden. Die Maßnahme senkt nicht nur die Zahl von Corona-Ansteckungen in öffentlichen Verkehrsmitteln, sondern rettet auch ganz direkt Leben: Innerhalb von 60 Tagen seit dem Lockdown wurde in der Metropole kein einziger Passant im Straßenverkehr getötet – was 2019 noch durchschnittlich alle drei Tage geschah.

»Die Straßen sollen so lange geschlossen bleiben, wie die Ausgangsbeschränkungen gelten«, schreibt das Nachrichtenportal n-tv und offenbart mit dieser Formulierung den typischen Tunnelblick deutscher Medien, für die alles, was nicht in einer motorisierten Blechkiste unterwegs ist, gar kein richtiger Verkehr ist. Die Straßen werden schließlich nicht dichtgemacht, sondern für die bisher an den Rand gedrängten Verkehrsteilnehmer geöffnet. Man könnte auch sagen: von Autos befreit.

Während die Neuordnung des Straßenraums vielerorts auf Dauer angelegt ist, geht man nicht nur in New York bislang von vorübergehenden Regelungen aus; »temporäre Radwege« ist etwa das Stichwort in Berlin. Allerdings hoffen Verkehrsaktivisten in aller Welt, dass sich die geschaffenen Fakten nicht so leicht rückgängig machen lassen, wenn Verwaltungen und die Bevölkerung selbst erleben, wie viel angenehmer es sich in Städten leben und fortbewegen lässt, in denen das Auto nicht an erster Stelle steht. Nichts ist bekanntlich so beständig wie ein Provisorium.

… oder automobiler Stillstand

Allen genannten Städten ist gemein, dass sie sich die Verkehrswende schon länger vorgenommen hatten, in der Umsetzung aber bisher eher zögerlich waren – die Hamburger Kläranlage lässt grüßen. Und wie Jahrzehnte zuvor im Paradies der Radfahrenden, den Niederlanden, war erst einmal eine Menge öffentlicher Druck nötig, damit überhaupt Bewegung in die Verkehrspolitik kam. In Berlin etwa sammelte die Initiative »Volksentscheid Fahrrad« in einer Rekordzeit von nur drei Wochen über 100.000 Unterschriften für sichere und baulich abgetrennte Radwege. Zudem gibt es in der Stadt mit dem »Tagesspiegel« eine große Zeitung, die das Thema engagiert beackert und etwa bei der Berichterstattung über Unfälle auf verharmlosende Formulierungen wie »übersehen«, »die Autofahrerin konnte nicht mehr bremsen«, oder »das Kind lief überraschend auf die Fahrbahn« verzichtet.

In einem Land, in dem »Benzin im Blut« anerkennend, statt als besorgniserregende medizinische Diagnose gemeint ist und Freiheit immer und unbedingt die Freiheit des PS-Besessenen ist, wird jedoch noch eine Menge mehr nötig sein, um die Fixierung auf das gefährlichste, klimaschädlichste und platzverschwenderischste aller denkbaren Verkehrsmittel zu überwinden.

So steht Berlin mit seiner »Pop-up-Verkehrswende« unter den deutschen Großstädten bisher allein da, während man ansonsten allerhand Ausreden findet, um an der autogerechten Stadt festzuhalten. In Hamburg etwa orientiert man sich in Sachen Untätigkeit offenbar am historischen Vorbild von 1892 – temporäre Radwege hält man für nicht umsetzbar (während alle Welt das Gegenteil beweist) und auch nicht für nötig, schließlich habe sich der Verkehr mittlerweile wieder normalisiert.[2] Auch Köln hält die Einrichtung von Pop-up-Bikelanes für unnötig – mit der originellen Begründung, dass dort seit Beginn der Krise der Radverkehr nur um fünf Prozent gestiegen sei. Die Erkenntnis, dass nur Radverkehr erntet, wer auch Radwege sät, ist in der Narrenhochburg noch nicht angekommen.

Noch mehr Blech kommt erwartungsgemäß aus der Bundespolitik: Eine der ersten Maßnahmen der Regierung in der Krise bestand darin, den Beschäftigten in Krankenhäusern – nein, nicht etwa eine Prämie zu zahlen oder gar für eine deutliche Lohnerhöhung zu sorgen, sondern: ihnen einen Mietwagen zu finanzieren. Offenbar gibt es auch keine Branche, die schwerer getroffen wäre als die Autoindustrie, sodass man schon wieder über Subventionen … – pardon, eine Kaufprämie für Neuwagen nachdenkt wie nach der Finanzkrise 2008. Und um noch einmal klarzumachen, wer in Deutschland bedingungslose Vorfahrt hat, will Verkehrsminister Andreas Scheuer (BMW, äh, CSU) den gerade erst in Kraft getretenen Führerscheinentzug für Autofahrer, die innerorts beim Rasen ertappt werden, zu einer Geldstrafe abmildern – weil ihm »viele Bürger« geschrieben hätten, dass sie fürchteten, dadurch ihren Job zu verlieren. Was bekanntlich schlimmer ist, als wenn Menschen ihr Leben verlieren, weil andere nicht gewillt sind, sich an Verkehrsregeln zu halten.

Überhaupt könnte dem *Homo bleifuß* noch schwerer beizukommen sein als dem motorisiert-industriellen Komplex. So steht der Verkehrswende via Virus eine coronabedingte Gegenbewegung auf vier Rädern entgegen: Das Autokino, dessen Zeit mit der Abschaffung des Kuppeleiparagrafen eigentlich vorbei war, erlebt eine Renaissance,[3] und offenbar gibt es auch sonst kaum Freizeitaktivitäten, denen sich nicht in der eigenen Blechkiste nachgehen ließe: Drive-in-Diskos finden ebenso ihr Publikum wie eine Autokirmes, bei der es zwar keinen Autoscooter, aber immerhin ein paar Fressbuden zum Einkauf durchs Seitenfenster gibt. Und nichts bringt die wahre deutsche Religion so auf den Punkt wie die Autogottesdienste, die vielerorts stattfanden, solange die Kirchen geschlossen waren.

Dass diese Religion Menschenopfer fordert, wird billigend in Kauf genommen. Als es an Maybrit Illners TV-Stammtisch im ZDF um Lockerungen der Corona-Maßnahmen ging, verglich der frühere Bundesverfassungsrichter Udo di Fabio die Lage mit den jährlich 3.000 Verkehrstoten, die ja auch toleriert würden, damit Mobilität möglich bleibe – und machte damit nicht nur ganz im Vorbeigehen klar, dass der Kapitalismus ganz allgemein über Leichen geht, sondern auch, dass den Opfern der Autogesellschaft ungefähr so viel Wert beigemessen wird wie im vorletzten Jahrhundert den Bewohnern der Armenviertel, die alljährlich der Salmonellose erlagen. Unschön, aber lässt sich leider nicht ändern.

Aber vielleicht wird man diese Haltung in ein paar Jahren ja auch als genauso zynisch und rückständig ansehen wie heute die Ignoranz des Hamburger Senats der 1890er – zumindest in jenen Teilen der Welt, in denen Straßen für Menschen und nicht für Autos gebaut werden. Die deutschen Großstädte allerdings gehen einer Zukunft entgegen, in der sie bestenfalls als Freilichtmuseum für Touristen aus London oder Mexico City taugen, die sich beim Anblick einer Verkehrspolitik aus dem letzten Jahrtausend mal so richtig gruseln wollen.

---

[1] Es sei denn, man ist als Erntearbeiterin, Fleischzerleger oder Flüchtling in einer Massenunterkunft untergebracht oder wird von der EU in einem griechischen Elendslager seinem Schicksal überlassen.

[2] Zu dieser Normalität gehört, dass die Stadt deutschlandweit die meisten Staus zu verzeichnen hat und beinahe täglich Radfahrer und Fußgänger im Straßenverkehr schwer verletzt oder getötet werden. Stolz präsentiert man hingegen neu geschaffene Radspuren – auf den Asphalt gemalte Streifen, die an Schnittmusterbögen erinnern und die Radelnden mitten in die Blechlawinen leiten.

[3] Radfahrer mit Klappstuhl sind dort hingegen offenbar trotz Sicherheitsabstand nicht erwünscht, wie die »Taz« in einem Selbstversuch in Aachen feststellte.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Decke auf den Kopf – Decke unterm Kopf – Kopf in den Sand

Obdachlose sind von den derzeitigen Pandemie-Maßnahmen besonders betroffen, da der öffentliche Raum zur Sperrzone wird. Anstatt ihnen Wohnraum zu geben, versuchen Verwaltungen, sie zu vertreiben und so unsichtbar zu machen. Dass diese Praxis auf längst implementierte architektonische Maßnahmen zurückgreift, zeigt *Paul Schuberth*.

Überall fallen den Menschen die Decken auf die Köpfe. Aber wehe, wenn den Obdachlosen aller Länder daraus ein Vorteil erwächst! Dass immer weniger Kleingeld in den Pappbechern landet, dass Hygienestationen schließen und Essensausgabestellen ihr Angebot reduzieren, lässt sich als Kollateralschaden der Krise schönreden. Die von der Pariser Polizei gegen Obdachlose verhängten Strafen lassen sich als Exempel für die allgemeine Verwirrung der ersten Wochen verstehen. Dass aber auf dem ganzen Kontinent Hotels leer stehen, während Menschen ohne Zuhause ungeschützt der tödlichen Gefahr ausgesetzt sind, würde als nichts als ein Skandal begriffen werden, hätte das Wort »Solidarität« noch eine andere Bedeutung als die, Pflegekräfte klatschend anzufeuern, den 90-jährigen Nachbarn nicht verhungern zu lassen, oder der Mieterin einen Zahlungsaufschub um ein paar Wochen zu gewähren. Man müsse aber schon zugeben, so die wirkliche Reaktion in einer Welt, in der die Sorge um die sogenannten Schwächsten in Wahrheit der Aufrechterhaltung dieser Schwäche gilt, man müsse aber zugeben, dass nun auch die Straßen leer stehen würden…! Aus Angst davor, die um ihr letztes Hemd Gebrachten könnten nach den weißen Westen der Verantwortlichen greifen, werden die nackten Zahlen unter Verschluss gehalten: Auf vier Millionen Obdachlose in der EU kommen elf Millionen leerstehende Wohnungen. Wem diese beiden Zahlen inkompatibel erscheinen, soll sich vergegenwärtigen, dass die Fahrt zum Zweitwohnsitz auch während der Pandemie erlaubt ist. Es bleibt aber niemand mehr zugehen will, wird privater Raum vorenthalten, und gerade deshalb auch der öffentliche. Nur wer beweisen kann, auf den öffentlichen Raum nicht angewiesen zu sein, ist hier, mit Abstrichen, willkommen. Die entsprechenden Maßnahmen, die seit dreißig Jahren allerorten umgesetzt werden, sind insofern gewitzt, als sie vor keinem Gesetzbuch der Welt als diskriminierend anerkannt werden würden. Wenn an Bahnhöfen bei längeren Sitzgelegenheiten stählerne Armlehnen eingebaut werden – eine seit den 90er Jahren übliche Praxis –, sind sowohl die Obdachlose, das Schulkind und der Manager der privaten Bahngesellschaft daran gehindert, hier schlafend eine Nacht zu verbringen. Die berühmt-berüchtigten *Camden benches* mit ihren angewinkelten Sitzflächen verführen nicht nur den Obdachlosen zu einer höchstens fünfminütigen Rast, sondern auch die Touristin und den Premierminister. Dutzende Fahrradständer unter einer Autobahnbrücke, wo niemand je ein Fahrrad hätte abstellen wollen, halten den Armutsreisenden wie die Jugendliche auf individueller Maturareise vom illegalen Camping ab. Sogenannte spikes (Stacheln) vor Eingängen von Luxusappartements verdammen nicht nur den Obdachlosen dazu, sich einen besseren Ort als diesen Platz vorm Eingang zu suchen, sondern auch den Bewohner dieses Luxusappartements. Was also offiziell gar nicht diskriminierend sein kann, wird mit dem euphemistischen Fachbegriff »defensive Architektur« belohnt. Der Fachterminus erklärt sich sofort, stößt man auf die Verteidigungsreden jener Kleinkriminellen, die als Designer für



Ein Sitzkiesel in Berlin. Er eignet sich dazu, bequem an ihm vorbeizuspazieren.

überall bei der unterlassenen Hilfeleistung, zu der sich die aktive Demütigung gesellt. So beschloss die Stadtregierung von Las Vegas, der man Untätigkeit immerhin nicht vorwerfen kann, die Obdachlosen auf die leeren Parkplätze der Stadt zu bringen. Weil dort Busse warteten, die sie vor den Türen der leeren Luxusappartements absetzen sollten? Aber nein. Vor leeren Kaufhäusern, leeren Casinos? Unverbesserlicher Sozialromantiker, wer solchen Vorstellungen anhängt. Die Rechnung geht so: Wer kein Haus besitzt, lässt auch Hausverstand vermissen, sodass ihm die Regeln des social distancing vollkommen unbegreiflich sein müssen. Die weißen Linien am Boden sollen nun dabei helfen, die Abstandsregeln einzuhalten. Die Fotos der Obdachlosen in Las Vegas, von denen jeder vorübergehend einen Parkplatz sein Eigen nennen darf, gingen um die Welt und bestätigten die Sorgen der Menschen um die Autoindustrie. Doch während für diese der nächste Bail-out schon garantiert ist, ist von einer sozialen Rettung keine Rede. Sie bestünde, so die einzige realistisch erscheinende Option, in einem raschen Rückschritt zur alten Normalität. Wie verlockend allerdings kann diese Normalität für jene sein, deren Aufenthalt in der Öffentlichkeit nicht nur im Ausnahmezustand als Gefahr gilt?

Die Zahl der Wohnungslosen in Deutschland etwa hat sich von 2014 bis 2018 verdoppelt, sie geht auf die Million zu. Dieser Million, auf die sonst diese Werke verantwortlich zeichnen: »Obdachlosigkeit sollte in keiner Gesellschaft toleriert werden, und wenn wir anfangen, mit unserem Design den Obdachlosen entgegenzukommen, dann haben wir als Gesellschaft total versagt«, denn: »besser Obdachlosigkeit als Problem zu erkennen, als ihr mit Design beizuspringen«[1]. Der Helfershelfer wollte mit der Vertreibung der Unerwünschten nur auf einen Missstand aufmerksam machen. Das Muster ist bekannt. Wer am Bettler, an der Bettlerin unberührt vorbeigeht, erfreut sich eines besseren Gewissens als jemand, der mit der Gabe eines kleinen Almosens dem Bettlermafiapaten an Kaltherzigkeit in nichts nachsteht. Wer gegen Flüchtlinge hetzt, wünscht ihnen eigentlich, in den sogenannten Heimatländern glücklich und zufrieden leben zu können.

Die Geschichte der defensiven Architektur, die heute als strukturelle Gewalt eine perfekte Ergänzung zur unmittelbaren rechter Schlägertrupps und anderen Ideen wie Alkoholverboten an öffentlichen Plätzen bietet, reicht ins 19. Jahrhundert zurück. Ein frühes Beispiel sind die »Urin-Deflektoren«: kleine, in die Hauswand eingelassene Steinchenmuster sollten Männer davon abhalten, an die Wand zu pinkeln. Im Vergleich zu den elaborierten Beispielen von heute erscheint dieser Einfall geradezu niedlich. Statt *an* die Hauswand *vor* die Hauswand zu pinkeln, dürfte den Betroffenen weniger abverlangen, als statt *auf* der Bank *vor* der Bank zu schlafen. Dass sich defensive Architektur von einer privaten Abwehrmaßnahme seitens geruchsempfindlicher Hausbesitzer zu einem Bestandteil von stadtplanerischer Repression entwickelte, lässt sich mit dem Fortschritt der neoliberalen Ideologie begreifen – im doppelten Sinne! In dem Maße, in dem die Mietpreise steigen und der soziale Wohnbau eingestellt wird, müssen die Opfer dieser Entwicklungen unsichtbar gemacht werden, ohne dass ihre Wirkung als abschreckendes Beispiel für andere verlorengeht. Mit Architekturpreisen ausgezeichnete schräge Sitzflächen sind steingewordenes Symbol für die Kultivierung der Repression unterm Neoliberalismus. Die soziale Disziplinierung, die von einer unangenehmen Sitzfläche ausgeht, ist in ihrer Grausamkeit nicht mit jener der Arbeitshäuser zu vergleichen, deren letztes in der Bundesrepublik immerhin erst 1969 geschlossen wurde. Was aber heute zählt, ist die Effektivität. Sie besteht darin, dass diese neuen Modelle der Disziplinierung keine klar umrissene Zielgruppe mehr kennen, sondern allen offenstehen. Der Zeitungsverkäufer ist erleichtert, auf die unbequeme Bank nicht für eine ganze Nacht, sondern bloß für eine zehnminütige Rast angewiesen zu sein, die Touristin ist heilfroh, sich auf die Bank nicht zum Zwecke einer Rast, sondern nur eines Gruppenfotos niederlassen zu müssen, der Designer schließlich ist zufrieden, die Bank nur entworfen zu haben, und an ihrem Standort auf der Fahrt zwischen dem ergonomischen Bürosessel und der Couch gar nicht vorbeizukommen. Der Schweiß der Angst vor dem sozialen Abstieg schweißt zusammen, ein Zusammenschluss wider Willen, der nicht mit Solidarität verwechselt werden darf; »wir sitzen alle auf der selben Bank!« ist Realität und Drohung zugleich, die die Forderung nach Bänken für alle übertönt.

Kühn aber wäre die Behauptung, all diese Entwicklungen stünden nicht auch in einer furchtbaren Tradition. Dass die als »Asoziale« im Dritten Reich Verfolgten nie materiell entschädigt wurden, und ideell mit einem dreiviertel Jahrhundert Verspätung, ist kein Zufall. Dieser Umstand ist Ausweis einer Ideologie, die die zehntausendfache Einweisung von Obdachlosen, Bettlern, Prostituierten und anderen Unzuverlässigen in die Konzentrationslager bloß als *eine* Variante einer kriminalpolitischen Prävention versteht. In einzelnen Aspekten allerdings ist es verharmlosend, von einer Tradition zu reden, wo eigentlich eine schaudererregende, bruchlose Kontinuität zugestanden werden muss. Die besondere Strategie, mittels der eigenen Kultur die Kulturlosen zu schikanieren, wurde in den nationalsozialistischen Lagern perfektioniert. Im KZ Dachau etwa sollte die Dauerbeschallung mit »nationalen Flötentönen«, mit deutscher Kunst- und Unterhaltungsmusik, die Gefangenen erziehen und gleichzeitig zermürben. Erfahrungen, auf die man heute wieder zurückgreifen kann: Immer mehr Verantwortliche in größeren europäischen Städten entdecken das Beschallen von öffentlichen Plätzen mit klassischer Musik als Hilfsmittel dafür, Obdachlose und »Junkies« zu vertreiben. Warum die Wahl auf klassische Musik fällt? Weil für den Bürgermeister klar ist: klassische Musik ist Gift für die Unteren, Köder für die Oberen. Warum die Strategie aufgeht? Weil der Sozialchauvinismus die Realität mitstrukturiert, von der er sich inspirieren lässt. Auf die Gefahr hin, dass ein paar Randständige sich doch naturwidrig mit Schuberts Quartetten anfreunden könnten, machten die Herren der Berliner S-Bahn-Gesellschaft mit einem ambitionierten Vorschlag auf sich aufmerksam: Ab sofort solle die Beschallung mit atonaler »Neuer Musik« für Ruhe und Ordnung auf den Bahnsteigen sorgen. Die Aktion wurde durch den Protest engagierter Musiker und Musikerinnen verhindert. »Hier ist der Bogen überspannt!«, dachten sie – und übersahen, dass sich doch nur der Kreis schließt: Die Zahl der Obdachlosen und die Zahl der arbeitslosen Musiker steigen, so trifft es sich pandemiebedingt, rasant. Ob sich da eine erträgliche Lösung für beide Gruppen finden ließe?

---

[1] Im englischen Original: »Homelessness should never be tolerated in any society and if we start designing in to accommodate homeless then we have totally failed as a society. Close proximity to homelessness unfortunately makes us uncomfortable so perhaps it is good that we feel that and recognise homelessness as a problem rather than design to accommodate it.« Hier: »On benefits of Unpleasant Design. Interview with the Factory Furniture Design Team, authors of the Camden bench« http://unpleasant.pravi.me/interview-with-factory-furniture-design-team/

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).

Actual Sanity's Advice – Reise ins »Wunderland« der KI

Die Idee einer selbsttätigen Maschinenintelligenz hat IT-Giganten und Science-Fiction-Pioniere gleichermaßen fasziniert und manifestiert sich derzeit auch in der Rede von »Algorithmic Intelligence« und »maschinellem Lernen«. *Barbara Eder* über die falschen Versprechen der KI-Propheten und die profane Welt der Zeichenketten und Codes.



Als für Berechnungen noch (schlecht bezahlte und darum oft weibliche) Menschen benötigt wurden: »Computers« im Harvard College Observatory (ca. 1890)

Bild: Harvard College Observatory

Es ist eine technisch optimierte Welt der webfehlerfreien Oberflächen und sanften Befehle, die den Leser_innen von Leif Randts Science-Fiction-Roman *Planet Magnon* (2015) kühl entgegentritt. In ihr organisieren Menschen sich in Lifestyle-Kollektiven und eine Künstliche Intelligenz namens *Actual Sanity* koordiniert das Zusammenleben über alle planetaren Begrenzungen hinweg. Die KI im Roman fungiert als postdemokratische Superinstanz, die den öffentlichen Verkehr ebenso regelt, wie die Vergabe von Wohnraum, jene, die sie besonders gut bewertet, brechen gleich zu Beginn des Buches zu anderen Planeten auf. Die Spitzen-Fellows des postpragmatischen Kollektivs der *Dolfins* unternehmen zwecks Rekrutierung neuer Mitglieder eine Reise quer durch die gesamte Galaxie und als ihr Fahrzeug mit einem frei umherlaufenden Sauropoden kollidiert, bestimmt *Actual Sanity* schnell und unbürokratisch über das weitere Vorgehen. »Man könnte das auch erbarmungslos nennen«, bemerkt Ich-Erzähler Marten, der eben erst Zeuge eines fragwürdigen Rettungsversuchs geworden ist: Ein von der Künstlichen Intelligenz beorderter Stoßtrupp tötet das verletzte Tier binnen Sekunden mit Stromstößen und gibt den Protagonist_innen zu verstehen, dass die wegen unterlassener Hilfeleistung verhängte Geldstrafe durch einen raschen Griff zum Wagenheber vermeidbar gewesen wäre. Der angefahrene Sauropode hätte auf diese Weise schon viel früher »erlöst« werden können.

Der Zusammenstoß mit einem fiktiven Tier konfrontiert die Leser_innen von *Planet Magnon* nicht einfach nur mit der Frage nach den Stellenwert des verletzten Lebens in der literarischen Galaxie von Leif Randt; vielmehr lenkt das Ereignis die Aufmerksamkeit auf einen Themenkomplex, der im Zentrum vieler Science-Fiction-Entwürfe des letzten Jahrhunderts steht. Bekanntlich war es der russisch-amerikanische Science-Fiction-Autor Isaac Asimov, der in seiner Erzählung *I, Robot* von 1950 die Grundzüge einer weit über das literarische Feld hinaus diskutierten Roboter-Ethik formulierte. Das Problem von in der Zukunft liegenden Handlungen, die durch die prognostischen Kräfte einer rechnenden KI antizipiert und damit bereits in der Gegenwart abgestraft werden können, taucht erstmals in Philip K. Dicks Science-Fiction-Novelle *The Minority Report* auf. Während die Ambivalenz ihrer technischen Erfindungen für die Pioniere der amerikanischen Science-Fiction nicht selten zum Erzählanlass wurde, nimmt Leif Randt seinem kybernetischen Steuerungssystem gegenüber eine pragmatische Haltung ein. In einem Interview nach der besseren der beiden Welten befragt, gab er zu verstehen, dass er einem gut gewarteten *Actual Sanity*-System den Vorzug gegenüber realweltlichen Bezügen einräumen würde.

Die Frage danach, was Maschinen »dürfen«, ist spätestens seit der Erfindung von teilautomatisierten Autos und autonomen Waffensysteme keine, die sich allein im Terrain der Science-Fiction stellt. Die Bezeichnung »Künstliche Intelligenz« (KI) ist in diesem Zusammenhang jedoch irreführend: Sie suggeriert nicht nur, dass es eine natürliche Intelligenzleistung gäbe, die nicht erst gesellschaftlich erworben worden wäre, sondern auch, dass diese Maschinen zukommen kann, die künftig vielleicht sogar die besseren Entscheidungen für Menschen treffen könnten. Der »Geist«, der in den Zählwerken der Rechner wirkt, ist hingegen einer, der über die mechanischen Gesetze der Apparate-Welt niemals hinausreichen wird. Dementsprechend bescheiden war anfangs auch das Projekt ihrer möglichen »Beseelung«: Im Gegensatz zu den sich dieser Tage verstärkt Gehör verschaffenden Propheten einer starken und damit möglichst menschenähnlichen KI wollte René Descartes seine im 17. Jahrhundert entwickelte und später für Rechenmaschinen adaptierte *mathesis universalis* lediglich als allgemeine Zeichenlehre verstanden wissen, mit deren Hilfe man logisches Schließen automatisieren kann.

Seit der Erfindung der Turing-Maschine ist bekannt, dass Automaten nicht reden, sondern rechnen. Demgemäß bestehen die zum Zweck ihrer Programmierung kreierten Computersprachen aus Variablen, Datentypen und Kontrollstrukturen, durch die eingespeisten Datenströme in der jeweils erwünschten Art und Weise modelliert werden können. Bei den Techniken, die dabei zur Anwendung kommen, handelt es sich keineswegs um neue Paradigmen: Beim »Machine Learning« – einem im Zusammenhang mit der Rede von »Algorithmic Intelligence« oft erwähntem Verfahren – werden für Computer adaptierte, stochastische Methoden ebenso eingesetzt wie bei der dazugehörigen Unterkategorie des »Deep Learning«. Die gängigsten Varianten des maschinellen Lernens operieren auf Basis einer der drei folgenden Typologien: Beim »Supervised Learning« wird ein bereits existierender Algorithmus auf einen neuen Datensatz angewandt, wobei die Beziehung zwischen abhängiger und unabhängiger Variable – der Wert ersterer wird dabei durch jenen der letzteren bestimmt – unter Voraussetzung des Konstant-Bleibens dieses Verhältnisses in die Höhe gerechnet wird. »Unsupervised Learning« hingegen folgt einer Logik induktiven Schließens: Ohne vorab festgelegtes Label wird ein Datensatz gruppiert und anschließend die Verteilung der Daten ermittelt. Typ drei heißt »Reinforcement Learning« und war bislang am stärksten mit der Hoffnung verknüpft, Maschinen doch noch zum Lernen zu bewegen. Dabei wird ein Muster in einem bereits vorhandenen Daten-Input nicht einfach auf einem neuen abgebildet, sondern der Algorithmus wird im Abgleich mit Ereignissen in der Systemumwelt immer wieder modifiziert.

Computare heißt zählen und zu keinem anderen Zweck wurden Computer erfunden. Selbst im Fall von sprechenden Maschinen wie Alexa oder Siri erfolgt die Modellierung eines Daten-Outputs nicht semantisch, sondern vermittels quantifizierender Codierungsverfahren. Die Antworten aus den elektrifizierten Dosen folgen dabei nicht etwa dem Prinzip der Korrelation – also der im Daten-Input bislang meistgenannten Antworten – sondern analog einer im Codierungsprozesses vorgenommenen Bewertung. Die Maschine sortiert mögliche Antworten nach Zahlen, eine Wortmeldung, die etwa mit 100 bewertet wurde, wird dabei einer anderen mit geringerer Punktezahl vorgezogen. Vom tatsächlichen Sprachverstehen weit entfernt, wird selbst die smarteste Maschine niemals wissen, was sie zur Antwort gibt: Ihre Worte sind nicht mehr als ein nach bestimmten Regeln gruppierter Daten-Output, die dazugehörigen Sortierverfahren kommen auch bei lautlosen Formen der Sprachverarbeitung zur Anwendung. Bei einer Markov-Analyse etwa wird anhand von vorhandenem Datenmaterial die jeweilige Wahrscheinlichkeit für ein Folgewort berechnet und anhand dessen die Zuordnung eines Suffixes zu einem Präfix vorgenommen. Derartige, auf wahrscheinlichkeitstheoretischen Prämissen fußende Algorithmen mögen brauchbare Hilfestellungen beim Schreiben von SMS auf Mobiltelefonen – so etwa die T9-Eingabe – liefern und sie erleichtern ebenso die Übertragung von Fließtext in gesprochene Sprache, indem sie bestimmte, darin vorkommende Wortfolgen antizipieren. Auch, dass mithilfe entsprechender Verfahren Kühlzyklen auf Basis bereits bestehender Sensordaten optimiert oder der Ausbreitungsgrad von Bakterien in einem Organismus optimal ermittelt werden kann, soll ebensowenig in Frage gestellt werden. Das Problem des maschinellen Lernens ist weniger ein funktionales, denn ein semantisches, in der Bezeichnung selbst liegt der Betrug: Maschinen lernen nicht, sie häufen an, weder gedacht noch erkannt wird in ihrem Inneren; stattdessen werden Analogien auf Basis vorhandener Muster gebildet, Unmengen an Daten, die bei der Nutzung von oft nur vermeintlich kostenfreien Online-Services anfallen, sind dafür Voraussetzung. In der Produktion dieser Daten möglichst sparsam zu sein, ist derzeit vielleicht wichtiger als den entrückten KI-Fiktionen transhumaner Propheten das Fürchten zu lehren. Die Präferenz für Letzteres resultiert jedoch nicht selten aus den jüngsten Erzählungen eines märchenhaften Tals: Technik ist im Silicon Valley weniger ein Ding denn etwas Anthropomorphes. Als sprachverarbeitendes Kind aus dieser Wiege verfügt etwa auch IBMs »Watson« über ein möglichst menschenähnliches Interface, dank »Alana« – einem beim »Amazon Alexa Prize« 2017 für die Verbesserung der Dialogqualität prämierten Konversations-Bot – wird sich künftig kaum noch jemand an den künstlichen Stimmen und sinnfreien Monologen stören. Am anderen Ende des Vocoders spricht dieser Tage eine zweite Natur und sie wird immer perfekter darin, die erste zu imitieren.

Vielleicht ist es falsche Hörigkeit oder fehlendes Wissen, vielleicht aber auch die bereits von Günther Anders ins Spiel gebrachte »prometheische Scham«, die die Spitzen-Fellows aus Leif Randts *Planet Magnon* vor ihrer gottgleichen KI so angewurzelt erstarren hat lassen. Die profane Welt der Algorithmen und Datenstrukturen hingegen kennt weder Divinatorisches noch Ethisches. Dass letzteres vor allem im Zusammenhang mit Notfall-Algorithmen beim autonomen Fahren dieser Tage wieder verstärkt diskutiert wird, hat nur dem Anschein nach mit der Übermacht der Maschinen zu tun. Für ethische Dilemmata gibt es seit Aristoteles klare Regeln, die man nicht programmieren kann, sondern bestenfalls codieren – als deontologische oder utilitaristische Schwundstufen einer durchökonomisierten Gesellschaft, die sich die unmittelbare Frage nach dem richtigen Handeln gern erspart. Antastbar ist die Menschenwürde jedoch selbst dann nicht, wenn ihr Gesetzestext in Maschinensprache vorläge. Das, was Maschinen damit machten, bleibt bis auf Weiteres unzweideutig und dumm.

Barbara Eder ist Wissensarbeiterin, sie studierte Philosophie, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und Informatik in Wien, Berlin und anderswo, mehr: https://www.barbaraeder.org/

Ist Gehorsam der Ungehorsam von heute?

Schon vor dem Corona-Notstand wurde deutlich: Ob in der Politik, Debatten- oder Popkultur – Autorität und die Lust am Regeln und Strafen sind wieder auf dem Vormarsch. Formiert sich im toten Winkel (neo-)liberaler Freiheitsversprechen, die sich für immer mehr Menschen immer weniger einlösen, wieder die Sehnsucht nach der starken Hand, die die Welt ordnet? Von *Alexander Keppel*.

Irgendwo in einem kleinen Klub, irgendwo in New York: Rauchschwaden wabern um den nicht mehr jungen Mann auf der Bühne. Sein Gesicht ist hinter einem merkwürdigen Mop-artigen Vorhang an seinem Stahlhelm verborgen. Im Flecktarn der Waffen-SS sitzt er auf der Bühne und entlockt seiner ochsenblutfarbenen Akustikgitarre getragene Klänge. Hinter der Gesichtsgardine, die sich als Tarnmaske deutscher Scharfschützen aus dem zweiten Weltkrieg entpuppen sollte, raunt er mit dunklem Timbre ins Mikrofon: »I want you to live by the justice code, I want you to burn down freedom's road«.
Douglas Pearce, Mastermind der Band *Death In June*, ist ein alter Hase im Provokationsgeschäft. Der bekennende Homosexuelle schrie sich in den späten Siebzigern als Mitglied der britischen Punkband *Crisis* auf *Rock Against Racism* Veranstaltungen noch die Seele aus dem Leib. Wenige Jahre später frönte er bereits einem düsteren, kryptofaschistischen Lagerfeuerindustrial und wurde zum Pionier des sogenannten *Neofolk*.

Und damit sind wir auch schon mittendrin in den schmerzhaften Fragen: *Zeckt* rechts heute wieder mehr als links? Werden Autorität und Gehorsam locken lassen? Ist die Welt nach dem Wegbrechen des Kalten Kriegs-Dualismus, der sie zumindest an der Oberfläche geordnet hatte, nach 9/11, Afghanistan- und Irakkrieg, Finanz- und Flüchtlingskrise wieder ein ernsterer Ort geworden? Rückblickend muss man Peter Scholl-Latour zumindest teilweise recht geben, als er etwas vom Ende der Spaßgesellschaft murmelte, nachdem 2001 die Twin-Towers in sich zusammenbrachen.

Spießer schockt man heute von rechts

Kann es sein, dass das liberale Konzept von »Jeder kann es schaffen« in Zeiten globaler Unsicherheit, schwindenden sozialen Gewissheiten, zunehmender digitaler Überwachung und einer hochgradig unübersichtlich gewordenen Welt an Strahlkraft eingebüßt hat, weil es vom Neoliberalismus und dessen nicht eingelösten Versprechungen längst ausgehöhlt wurde?

Wer heute seine linksliberalen DIE ZEIT-Abo-Eltern schocken will, schwänzt nicht freitags mit Greta die Schule für's Klima, sondern macht, je nach Gusto, mit bei den Identitären oder konvertiert gleich zum Islam. In Michel Houellebecqs romangewordenem Gedankenexperiment *Unterwerfung*, lösen sich Erstere übrigens in letzterem auf, da sie erkennen mussten, dass sie im Großen und Ganzen dieselben Ziele verfolgen und eine Welt aus Gehorsam, Glauben, Zucht und Ordnung errichten wollen. Beide autoritäre Strömungen sind hochgradige Nostalgiker und möchten zurück in ein selbstkonstruiertes *Früher*, das es so nie gab.



Bild: Scott (CC BY-SA 2.0)

Früher war auch nicht mehr Lametta

in Zeiten von Hyperindividualismus, abschmelzenden Sozialsystemen und sich granularisierenden Gesellschaften wieder sexy?

Death In June sind zwar ein alter Hut aus den Abbruchkanten des Pop-Undergrounds der Achtziger- und Neunzigerjahre, dennoch erfreut sich ihr semiotischer Flirt mit dem Verbannten und Verbotenen wieder einer wachsenden Anziehungskraft bei jungen Menschen. Ein Blick in die durchkuratierten Social-Media-Accounts der medial hochgejazzten Heimathipster von den *Identitären* genügt. Wir sehen dort sorgsam frisierte Jungs und Mädel Apfelstrudel backen, auf Instagram-befilterten Waldlichtungen Ernst Jünger und Carl Schmitt lesen oder im dräuenden Fackelschein den Befreiungen Wiens von diversen Türkenbelagerungen gedenken. Die Rechts-Millenials bespielen die Social-Media-Klaviatur mit eingeborener Leichtigkeit und schwelgen sich dort tief in einen nostalgischen Narrativ hinein. Sie wollen *zurück* in eine Erzählung, die sie sich als Gegenthese zur asymmetrischen Postmoderne aus dem Fundus der Geschichte zurechtgezimmert haben. Ebenso besorgniserregend, aber mit ihrem robusten *bodycount* bisher um Einiges gefährlicher als die Träumer der *IB* und die von ihnen angestrebte *Werthers Echte* Welt, sind die vielen jungen Europäer, die vor ein paar Jahren nach Syrien und in den Irak aufgebrochen sind, um für die Menschen –und allen zivilisatorischen Standards– die Hälse abschneidende Todesguerilla des Islamischen Staates zu töten und zu sterben. Wie ist es möglich, dass eine wachsende Zahl junger Skandinavier, Belgier, Holländer, Franzosen, Deutscher oder Österreicher – mit und ohne Migrationshintergrund – ideologisch dermaßen aufrüsten und ihr Heil wieder in hyperautoritären Systemen, wie einem fanatischen Islamismus suchen, statt es in den liberalen Freiheiten zu finden, von denen sich ihre Altersgenossen aus dem globalen Süden auf seeuntüchtige Schlauchboote

Der Blick in eine Richtung, die von sich behauptet *Links* zu sein, stimmt auch nicht besonders optimistisch: Dogmatisch durchgepeitschte Sprachregelungen, infantilisierende *Triggerwarnings* und intellektuelle *Safespaces*, sind heute der traurige Standard an den geisteswissenschaftlichen Fakultäten der westlichen Welt. Auch dort ist ein brutaler Kompetivismus auf dem Vormarsch, der nicht etwa Erkenntnisgewinn, Pluralität und das Hinterfragen aller Position befördert, sondern dessen Wert einzig und allein im Sieg der eigenen *Haltung* liegt. Haltung – mittlerweile auch ein Begriff, bei dem inzwischen Vorsicht geboten ist, denn was sind in seinem Schatten schon noch Fakten? Im besten Fall nach Belieben formbare Verfügungsmasse für die eigene Weltauslegung. Manch Lehrende an Universitäten, die nicht auf politischer Linie mit den Studentenvertretungen sind, werden ausgebuht, bevor sie auch nur einen Mucks machen konnten. Man möchte ja nicht kontaminiert werden mit anderen Zugängen. Huldigt man also auch in der einst so emanzipatorischen und diskursoffenen Linken längst einer neuen Lust an Linientreue und Gehorsam?

Gut ablesen kann man jene Degradation auch an der Entwicklung des VICE-Magazins. Vor gut zwei Jahren hatte ich bei dem Agenturableger namens VIRTUE in Wien als Texter gearbeitet und sah mich bald schon selbst Beiträge für das Magazin schreiben. Doch mein im Berlin der späten Zweitausender aufgenommenes Bild der VICE-Welt, die ich immer als ziemlich *edgy* wahrgenommen hatte, erwies sich bald als schwer veraltet. Hatte sich das Magazin in den späten Neunzigern und den Nullerjahren einen Ruf als journalistische Manifestation von Rebellion, Jugend- und Popkultur; als rotzfrecher Kratzfinger auf dem globalen Gesellschaftsschorf erarbeitet, ist es heute zum Zentralorgan einer zwar aufmüpfig verbrämten, ideologisch aber lupenreinen und sehr US-amerikanischen *Political Correctness* geworden. VICE erwies sich bald nur noch als Marken-Feigenblatt und Nachlassverwalter ehemaliger Coolness für das aus ihm gewucherte Werbe- und Mediennetzwerk, welches es sich mit seinen vielen Industriekunden nicht mehr verscherzen möchte. Zugespitzt könnte man sagen, es hat eine Entwicklung von, sagen wir, Michail Gorbatschow zu einem sehr erfolgreichen Onlinehändler von gefälschten Berliner-Mauer-Stückchen durchlaufen. Der einstige VICE-Mitbegründer Gavin McInnes – einst *Godfather of Hipsterism* – ist hingegen der Provokation treu geblieben und somit aus heutiger VICE-Sicht eine absolute Hassfigur. Mit seinem *Proud Boys Club* ist er inzwischen zu einem Top-Player innerhalb der amerikanischen Alt-Right-Bewegung avanciert. »Ich bin noch immer derselbe Punk, der ich vor 20 Jahren war, nur dass meine Zielscheibe nicht mehr die bourgeoisen Spießer aus den Suburbs sind, sondern die politisch korrekte linke Elite«, gefällt sich der Provokateur der ehemaligen Provokateure und nach wie vor unsympathische McInnes in einem Interview und erhärtet damit die These, dass das Element der Rebellion derzeit leider von links nach rechts wandert. Übrigens wurde die VICE-Chefredaktion hierzulande inzwischen, wie in globalen Corporates üblich, einfach wegstrukturiert. Führende Ex-*Kader* haben nach der Implosion von VICE in Österreich entweder in den hauseigenen Agenturableger *rübergemacht*, oder davor schon eigene Werbe- oder *Content*-Agenturen gegründet, um mit dem dort produzierten Trashflow, den Cashflow für spätere und wohl härtere Zeiten nicht versiegen zu lassen. Journalismus? War da was?

My identity is my castle

Von links, aber auch von rechts bläst es seit Jahren immer stärker in die Segel der Identitätspolitik. Dieses sozialpolitische Konzept aus den USA – ursprünglich angetreten, um für die Gleichberechtigung marginalisierter Gruppen einzustehen – hat sich heute komplett verselbstständigt. Anstatt Unterschiede zu überwinden, werden immer mehr davon identifiziert, fixiert und zelebriert, was die Gesellschaft in *Communities* von immer kleineren und immer lauteren Minderheiten zersetzt. Menschen werden darin auf Merkmale wie Geschlecht, Rasse, Religion oder sexuelle Orientierung reduziert und ermutigt, sich über die in diesen Kategorien gebetteten Viktimisierungspotentiale Geltung zu verschaffen. Anstatt einer Gesellschaft, die in ihrer Diversität die richtigen Fragen an ein System stellt, dass Differenz erst vertikalisiert hat, werden so die Unterschiede zur Munition in den algorithmisierten Schlachten um Aufmerksamkeit. *I'm offended, therefore I'm right!* lautet die narzisstische Formel im Stellvertreterkrieg der Pseudoidentitäten. Der Philosoph Robert Pfaller schreibt darüber in seinem Buch *Erwachsenensprache*: »Wenn man Menschen keine Zukunftsperspektive mehr zu geben vermag, lenkt man ihren Blick eben auf ihre Vergangenheit, ihre Herkunft oder auf den Punkt an dem sie stehen.«

Diese von zahllosen *Mikroaggressionen getriggerten Snowflakes* machen sich mit ihrer an den Universitäten und auf Social-Media antrainierten Überempfindlichkeit zur dankbaren Zielscheine für rechte Zyniker und leben doch in einer symbiotischen Beziehung mit ihnen, Und auch die Rechte ist nicht davor gefeit, über Fremd- und Selbstzuschreibungen wie *Alte weiße Männer, Proud Boys, Trad Wives* oder was auch immer in den Märtyrerchor der Identitätspolitik einzustimmen. Der Name *Identitäre Bewegung* sagt hier eigentlich schon alles.

So stehen sich heute eine wachsende Zahl an Filterblasen aus Panzerglas unversöhnlich gegenüber. Ihre Insassen fordern für die eigenen Wahrheiten ungeteilte Akzeptanz und begreifen sich dabei doch als die einzig fähigen Ärzte für eine als krank empfundene Welt.

Alexander Keppel stammt aus Berlin und lebt als freier Texter und Schriftsteller in Wien. Er arbeitet momentan an seinem ersten Roman, der von einem österreichischen Australien handelt.

Unsichtbare SystemerhalterInnen

Während der Stillstellung des öffentlichen Lebens im Zuge der Covid-19 Maßnahmen gab es Tätigkeiten, die als »systemerhaltend« klassifiziert waren. Dazu gehörte auch die Aufrechterhaltung des Lehrbetriebs an Hochschulen – diese Situation wirkte wie ein Vergrößerungsglas für Probleme, die bereits vorher bestanden haben. Von *Terje Tüür-Fröhlich*.

Beruf vs. Berufung

Die akademische Berufswelt ist umgeben von Mythen – und wie es mit Mythen so ist, haben sie mit der Realität wenig zu tun. Im Zuge der Coronakrise kamen viele namhafte Persönlichkeiten in In- und Ausland aus verschiedenen Bereichen (mehrheitlich aus Kunst-, Kultur- und Wissenschaften) zu Wort, um ihre (Berufs)- und Lebenssituation zu beschreiben; bzw. wie es sich in der heutzutage so narzisstischen Gesellschaft gehört, zur Instant-Selbstdarstellung. Stichwörter, die mir aufgefallen sind: prekäre Arbeitsverhältnisse verbunden mit unsicherem Einkommen, denen aber die Freiheit gegenübersteht, sein eigenes Arbeitsleben zu gestalten, sowie Digitalisierung. Die Stichwörter sind mir mehr als bekannt, weil ich acht Jahre das System aufrecht erhalten habe, es war mir aber nicht bewusst, wie unsichtbar und stimmlos. Ich gestehe, meine Berufswahl war keine gezielte – wie man sich in Österreich so lieblich auszudrücken pflegt, bin ich da reingerutscht und später wieder rausgeflutscht.



Die Beziehung zwischen Lektorin und Hochschule klingt kompliziert, lässt sich aber anhand des Karrotten-Prinzips leicht veranschaulichen.

Bild: Luis Prado (CC BY SA 3.0 US)

Der Beruf der WissenschaftlerInnen teilt sich in der Theorie in Forschungs- und Lehrtätigkeit. Forschen und Lehrtätigkeit erfordern jedoch unterschiedliche Fähigkeiten. Es ist kein Geheimnis, dass die Mehrheit der Lehre an den österreichischen Hochschulen von externen LektorInnen getragen wird. Die Bedingungen sind mehrheitlich folgende: der Arbeitsvertrag ist zeitlich begrenzt und in großzügigen Fällen auf sechs Monate angelegt. Es gibt keinen Anspruch auf Verlängerung (egal wie die Leistung bewertet wird) und diese ist offiziell für insgesamt maximal acht Jahre möglich (Kettenvertragsregelung). Aber, wie es in Österreich ist: Es gibt die offizielle und dann die österreichische Lösung – immer eine Sache von (nicht)vorhandenem Vitamin B oder sozialem Kapital.

Leistung und ihrer Bewertung

WissenschaftlerInnen sollten meritokratisch, also nach ihrer erbrachten Leistung bewertet werden. Hier lässt der französische Philosoph und Soziologe Pierre Bourdieu grüßen. Die Wissenschaften sind als Soziales Feld von »Illusio« getränkt (nicht zu verwechseln mit »Illusion«). Laut Bourdieu (dessen Bezeichnungen aber nie genau und konsistent sind), ist Illusio der Glaube an den Sinn des Spiels und an den Wert von jenen Objekten, die in dem sozialen Feld (also hier den Wissenschaften) Gegenstand der stattfindenden impliziten und expliziten Machtkämpfe sind. Es ist auch nötig, zu erwähnen, dass die angestrebten »Wertobjekte« (wenn überhaupt) nur wenig Bedeutung außerhalb dieses Sozialen Feldes haben. Ein Beispiel: Ein Abschlusszeugnis von der Harvard Universität hat einen geringeren Wert im Sozialen Feld »Sport«, in den Wissenschaften ist es jedoch ein Türöffner. Um sich einen Namen als WissenschaftlerIn zu machen und das eigene Renommee aufbauen zu können, sind Publikationen vonnöten. Die ranghöchste Platzierung bekommen Publikationen, die auf Ergebnissen durchgeführter Forschungstätigkeiten beruhen. Lehre zählt nur als eine Art Leistung »zweiter Klasse«. Dank erfolgreicher Implementierung neoliberaler Weltanschauung werden in immer mehr verschiedenen Lebensbereichen die Zahlen als objektive und aussagekräftige Maßeinheiten angeführt wie z.B. der »Body Mass Index« (BMI), um das Individuum auf körperlichem Optimierungskurs zu halten oder Zitationen als Maßeinheit für wissenschaftlichen Erfolg.

Zitationen zählen, aber nur die in englischsprachigen Datenbanken kommerzieller Anbieter, die für WissenschaftlerInnen global und in allen Disziplinen gelten. Ich gratuliere allen ForscherInnen, die: einen Nachnamen tragen, der kurz und ASCII-konform (American Standard Code for Information Interchange) ist, außerdem in einem Feld forschen, das selten mit lokalen und regionalen Phänomenen oder Problematiken beschäftigt ist, in Mega-Teams arbeiten und quantitative Methoden vorziehen, sowie ausschließlich Artikel mit einer Schar von Co-AutorInnen produzieren und Teil eines Zitationskartells sind.

Jede Hochschulleitung hat erkannt, dass es ohne eine Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit a.k.a Public Relations, nicht geht. Thomas Bernhard beschreibt sowas als eine Armee von raffinierten Nichtstuern. Auch diese Abteilung wird durch das gesamte Unibudget finanziert, aber die Gelder sind ja knapp. Also müssen die Mittel für Forschungstätigkeiten anderswo her. Nicht zu unterschätzen sind aus der (Privat)Wirtschaft lukrierte Finanzmittel als Public-Relations-Werkzeuge für die alljährliche Kompilierung von Unirankings – Hauptsache, die Zahlen stimmen. Die realen Konsequenzen sind aber keine Illusion, Paula Stephan (2012) hat sie in ihrem Buch festgehalten.

Ich habe in Österreich, einem deutschsprachigen Land, wegen meines Nachnamens öfters Auseinandersetzungen auf verschiedenen Ämtern. Es ist dort immer eine Perspektivenfrage, ob der Name »Tüür« als Seltenheit oder als Rechtschreibfehler von »Tür« kategorisiert wird. Ich verbitte mir aber ständig die Unterstellungen, dass ich mit meinen mehreren akademischen Abschlüssen in In- und Ausland, immer noch meinen Namen nicht richtig schreiben kann!

Was hatte dieser kleine Exkurs mit Wissenschaften als Beruf zu tun? Nur soviel, dass – wenn ich dem derzeitigen Diktat der Zitationszahlen aus englischsprachigen Datenbanken als Erfolgsnachweis gehorchen will[1] – ich mir lieber einen computerfreundlicheren »Künstlernamen« zulegen sollte. Punkt.

Das Elend im LektorInnenmilieu

Ob die/der externe LektorIn ein Seminar mit 15 TeilnehmerInnen leitet oder einen Kurs für 420 (alle anwesend!) abhalten soll, macht keinen Unterschied in der Bezahlung. Und wenn man/frau den Wunsch nach Sozialversicherung hat und vom Lohn die Lebenserhaltungskosten decken können möchte, sollten mehrere Lehrveranstaltungen von der Administration bewilligt werden. Und damit ist das Ende der Wunschliste auch schon erreicht – alles andere (Informationen durch Teilnahme an Institutskonferenzen oder Zugang zu digitalen Bibliotheksressourcen, Arbeitsplatz oder funktionierende Arbeitsgerätschaften) soll der/die LektorIn selber organisieren – selbstverständlich auf eigene Kosten. Man soll am Lehrmaterial (mit)arbeiten – Anerkennung ist aber keine zu erwarten, wie mir einmal eröffnet wurde: »Wir [Anm.: ein sehr überschaubarer Kreis von Festangestellten niedrigen Ranges] wissen, dass du (Externe) das gemacht hast.«

Im April 2020 hat die Uni Wien aufgrund der Coronakrise eine zusätzliche Sachmittel-Ausschreibung für innovative Lehrveranstaltungen für das Wintersemester 2020/21 veröffentlicht. Externen LektorInnen waren dabei als »nicht antragsberechtigt« kategorisiert. Später wurde die Ausschreibung geändert und der Antragstellerkreis erweitert.

Anders bei den Auserwählten – den angehenden (Jung) WissenschaftlerInnen, die es geschafft haben, einen Arbeitsvertrag zu ergattern (zwar befristet, aber zumindest auf vier bis sechs Jahre): da hat man ein Anrecht auf einen Arbeitsplatz, die Teilnahme an Kongressen wird nicht nur von der Institutsleitung anerkannt und als Leistung gezählt, es werden auch Reise- und Teilnahmekosten finanziell mitgetragen oder sogar in vollem Umfang erstattet. Der/die AnfängerIn soll ja Zeit haben, um seinen/ihren Forschertätigkeiten nachgehen zu können und muss darum am Anfang der Laufbahn nur eine Lehrveranstaltung (LVA) vorbereiten und halten, wobei die Mindestanzahl an TeilnehmerInnen bei sechs Anmeldungen liegt – deutlich unter der, die für Externe gelten (mindestens 15). Das Monatseinkommen hängt auch nicht davon ab, ob die LVA stattfindet oder abgesagt werden muss, weil die Anmeldungen unter der vorgegebenen Zahl geblieben sind.

In Schilderungen angehender WissenschaftlerInnen taucht neben dem Thema ungleicher Behandlung jedoch immer die Freiheit auf, Arbeitsinhalte, Forschungs- und LVA-Themen selber wählen zu können! Ich lege mal die Rosa Brille »Freiheit der Forschung« zur Seite und beschreibe die Realität. Forschen ist extrem abhängig von vorhandenen Ressourcen. Die Finanzierung ist projektbasiert (Wettbewerb!), die Geldgeber (öffentliche oder private) schreiben die Forschungsbereiche sehr genau vor. Obwohl nach »Innovation« gesucht wird, bewegt sich das nur in einem sehr rigide vorgegebenem Rahmen.

Disziplinenunabhängig muss angegeben werden, was mit den Ergebnissen passiert – mit dem Unterschied, dass die öffentliche Hand die Veröffentlichung anstrebt und wissen will, ob und wie es dazu kommt. Privatunternehmen (z.B. Pharmakonzerne) können als Geldgeber Zensur ausüben, falls die Ergebnisse nicht nach ihren Interessen sein sollten (Vertragsgeheimhaltungsklausel). Schon vor Einreichung eines (mehr- bis hundertseitigen) Projektantrags muss angegeben werden, wer (WissenschaftlerIn, FH/Uni oder Geldgeber) die Patent- und/oder die Urheberrechte behält. Die Branche der Projektschreibwerkstätten boomt, das Beherrschen des Vokabulars der Projektlyrik ist ein unschlagbarer Trumpf im Ärmel geworden. Die Anzahl von Kommissionen und Beratungsstellen wachst unaufhaltsam. Hoch lebe die Erbsenzählerei und eine stetig wachsende Anzahl von krisensichere Arbeitsplätzen in der Administration, selbst wenn sie unnötig sind.

Die Akademische Laufbahn ist »monodirektional« (Funken et al. 2015). Sie ist mehr wie ein Hürdenlauf, nur muss man/frau nicht nur die Hürden bewältigen, sondern realistisch auch mit aggressivem Ellbogeneinsatz von KollegInnen rechnen. Die »Hoffnungsvollen« (Funken et al. 2015) setzen alles auf eine Karte – Verzicht und Ungewissheit wird von der Illusio gut gefüttert und solange die Hoffnung aufrecht erhalten kann, dass das imaginierte sichere Ufer (Festanstellung als ProfessorIn) existiert, wird alles in Kauf genommen.

Man hangelt sich wie eine PrimatIn mittels befristeter Arbeitsverträge von Semester zu Semester (detailliert in Bohr Mena 2018), entweder an verschiedenen Hochschulen oder man/frau hat ein separates wirtschaftliches Standbein mit aufgebaut.

Die Arbeitsbedingungen werden selten von den AnfängerInnen (den Ausgebeuteten!) kritisch angesprochen, die raren kritischen Wortmeldungen kommen von kurz vor oder schon im Ruhestand befindlichen ProfessorInnen, die es ja wissen müssen, weil die das System mitgetragen haben.[2]

Die Frage nach dem Fair Play bleibt. Jedes Spiel hat GewinnerInnen und VerliererInnen und solange die WissenschaftlerInnen selber uneinig sind und jede/r der Illusio nachjagt, bleibt das alte System der Ausbeutung erhalten und die ausgebeuteten SystemerhalterInnen stimmlos. Jede Veränderung fängt bei sich selbst an!

Literaturempfehlungen

Christiane Funken, Jan-Christoph Rogge, Sinje Hörlin (2015) *Vertrackte Karrieren. Zum Wandel der Arbeitswelten in Wirtschaft und Wissenschaft.* Campus Verlag.

John Smyth (2017) *The toxic university: Zombie leadership, academic rock stars and neoliberal ideology.* Palgrave Macmillian.

Paula Stephan (2012) *How economics shapes science.* Harvard University Press.

Thomas Bernhard (2017) *Ausgelöscht. Ein Zerfall.* Surkamp.

Tüür-Fröhlich, Terje (2016) *The Non-trivial Effects of Trivial Errors in Scientific Communication and Evaluation.* (Schriften zur Informationswissenschaft; Bd. 69. Glückstadt/D: vwh.

Veronika Bohrn Mena (2018) *Die neue ArbeiterInnenklasse – Menschen in prekären Verhältnissen.* ÖGB Verlag.

[1] Wenn diese Zahlen korrekt sind, was oft nicht der Fall ist (Tüür-Fröhlich 2016).

[2] John Smyth hat 40 Jahre Erfahrungen im australischen Hochschulsystem 2017 in einem lesenswerten Buch gesammelt und festgehalten.

Terje Tüür Fröhlich war jahrelang als externe Lektorin an verschiedenen österreichischen und deutschen Hochschulen tätig. Derzeit ist sie freiberufliche Gesellschaftsbeobachterin.

Ein Bällebad aus Bullshit-Blasen

Aylin Aichberger macht sich am Beispiel der hiesigen Hochschulen Gedanken über die Mesalliance von politischem Neo-Feudalsystem und Kennzahlenherrschaft.

Drei Thesen

These 1: Die Durchsetzung des New Public Management und die marktkonforme Umorganisation der Bildungsbürokratie mit ihrer Herrschaft der (bzw. durch) Kennzahlen (»Metrikratie«), die als »Neoliberalisierung von Hochschulen« bezeichnet wird, nimmt in Österreich aufgrund seiner quasi-feudalen Strukturen eine spezielle Form an.

These 2: Diese Herrschaft der Kennzahlen bietet den neo-feudalen Landes- und Universitätsfürsten zugleich Autoritätsgewinn (Macht zur Beeinflussung der Kennzahlen), als auch Verantwortungsabwehr (Machtlosigkeit gegenüber Kennzahlen als höherer Instanz).

These 3: Die zum Dienstleistungsunternehmen umfunktionierte und durchquantifizierte Universität ist zwar im Sinne des Erkenntnisfortschritts dysfunktional, wird von den Regionalfürsten und ihren Vasallen (Medien) aber gefördert, weil es allein um Public Relations (PR), Reklame, Werbung, kurz: Propaganda geht.

Politakademischer Tribalismus

In der »Entwicklungszusammenarbeit« gibt es den Ansatz, die Ausschüttung von Geldern an Verwendungsvorgaben zu knüpfen, weil die Erfahrung gezeigt hat, dass die Mittel ansonsten in Günstlingskanälen versickern, bzw. gerne auch zur Alimentierung der Verwandtschaft herangezogen werden. Bei der Universitätenförderung werden diese Vorgaben in Form von »Leistungsvereinbarungen« (»Management by Objectives«) formuliert (Zielwerte hinsichtlich Prüfungsaktivität, Betreuungsverhältnis, Forschungsbasisleistung). Dafür bekommen die Universitäten dann ein Globalbudget, mit dem sie Lehre, Forschung und Infrastruktur zu finanzieren haben. Dabei ist »die Universitäten« eine unzulässige Abstraktion: Die Entscheidungsmacht liegt seit der Novellierung des Universitätengesetzes 2002 beim Rektorat (das als Leitungsorgan Leistungsvereinbarungen und Budgetplan erstellt), sowie dem Senat und dem damals neu geschaffenen Universitätsrat. Dieser Rat wird von Senat, Bundesregierung und auch ihm selbst beschickt (die Ratsmitglieder ernennen einige Mitglieder selbst). Die Johannes Kepler Universität Linz hat hier die schöne Tradition, dass der Ratsvorsitz von der Raiffeisenbank geführt wird, seit Ludwig »Luigi Moneti« Scharinger sich diese Position durch gezielte Investitionen (Förderpreise, Hörsaalerrichtung, etc.) gesichert hat. Da es sich scheinbar um einen Erbtitel handelt (auch informelle »pacta sunt servanda«), trägt ihn derzeit der aktuelle Vorsitzende der Raiffeisenlandesbank OÖ Heinrich Schaller.

Diese Art der Autonomie, bei der das Antichambrieren in Ministerien durch das in Konzernchefetagen ersetzt wurde, wird als »best practice« gefeiert, als Modell, an dem andere Länder sich orientieren würden. Tatsächlich zeigt sie aber nur, dass sich Österreich vom Feudalismus nie verabschieden konnte, denn natürlich sind Parteibücher nach wie vor relevant und die (Landes)Politik mischt in den Hochschulen über Gremien, informelle Foren, persönliche Kontakte weiterhin kräftig mit – da der Rektor aber weitestgehendes Durchgriffsrecht hat, haben Politiker/innen jetzt eine zentrale Anlaufstelle für ihre Anliegen (»One-Stop-Shop« Prinzip).

Eine Mitsprache von Mittelbau und Student/innen ist nicht vorgesehen; was nicht weiter schlimm ist, da auch keine Interessensgegensätze vorhanden sind – zumindest, wenn man der Online-Selbstdarstellung des Rektorats der JKU Glauben schenkt:

> »Eine Universität zielsicher in Richtung Zukunft bewegen: Das kann nur im Teamwork gelingen. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Allgemeinbedienstete und Rektorat ziehen an der JKU an einem Strang. Das Rektorat hat dabei die Rolle eines Lotsen und Koordinators. Ihm gehören der Rektor und fünf VizerektorInnen an.«

Dass bei diesem herkulischen Seiltanz Richtung Zukunft die Steuerposition besser entlohnt wird, ist recht, aber nicht ganz billig: In Folge einer parlamentarischen Anfrage 2015 gaben die österreichischen Hochschulen Rechenschaft über die Vergütung für die Rektorate – manche auskunftsfreudiger, andere mit mehr »Datenschutzbedenken« (Geld stinkt nicht, ist aber auch nicht unbedingt gesprächig). 2014 schlug das Rektorat der JKU demnach mit 709.000 Euro zu Buche.

Ganz hinten am Seilende zupfen die »externe Lektor/innen« ihre Fädchen: die halten zwar an manchen Hochschulen mehr als die Hälfte der Lehrveranstaltungen ab, sind aber – wie JKU-Rektor Meinhard Lukas in der Beantwortung einer anderen parlamentarischen Anfrage feststellte[1] – als *»Verwendungsgruppe […] primär darauf ausgelegt, zusätzliche Expertise und Fachwissen von PraktikerInnen an die Universität zu holen. Sie dient der Ergänzung des vorhandenen universitären Lehrangebots.«* Dafür würden sie gemäß Kollektivvertrag auch mit 207 Euro Brutto/Monat für 1 Semesterwochenstunde entlohnt (inklusive Vor- und Nachbereitung, sowie Abhaltung von Prüfungen). Im Fazit handele es sich *»bei einer LektorInnentätigkeit um keine hauptberufliche Tätigkeit, sondern in der Regel um eine Win-Win-Beziehung zwischen anderweitig im Beruf stehenden Personen und der Universität.«* Dazu komme natürlich der Gewinn an symbolischen Kapital:

> »Dem Vorteil der »Anreicherung« universitärer Curricula durch einzelne praxisbezogene Lehrveranstaltungen steht der Reputationsvorteil der LektorInnen gegenüber. Auch jüngere LektorInnen mit wissenschaftlichen Ambitionen können auf diese Weise ihr Curriculum Vitae aufbessern, beruflich arrivierte Personen erhöhen durch einen Lehrauftrag an einer Universität ihr Sozialprestige.«

Dass die Lehre im Vergleich zur Forschung an österreichischen Hochschulen weniger als hehre Aufgabe, denn als lästige Pflicht wahrgenommen wird, relativiert das Argument mit dem gewonnenen »Sozialprestige« allerdings wieder. Zum Verhängen hässlicher Wandstellen taugt ein Preis für »hervorragende Lehre« aber allemal.

Propaganda & Protzbauten

Wie nutzt die Troika aus Rektorat, Senat & Rat ihre budgetäre Autonomie? In der Mittelallokation erinnern die Prioritäten an die von Clanchefs: Angeber-Architektur produzieren und Reklame für sich selber machen. Die Gebäude werden dabei zu Potemkinschen Dörfern: Zur Staffage des eigenen Anspruchs, in der Jetset-Liga mitspielen zu wollen und die Zugehörigkeit zur »Elite« zumindest baulich zu simulieren.

Bild: Tanja Brandmayr

Die dabei angewandte Sozialtechnologie ist die der »audit culture«, in der Inhalte nichts gelten, die möglichst vorteilhafte Außendarstellung über Kennzahlen aber über alles geht. Während der Großteil von Lehre und Forschung auf prekarisierter Arbeit beruht, werden PR- und Rechtsabteilungen großzügig aufgestockt.

Dabei sind auch Namens- und Strukturveränderungen Teil der propagandistischen Feuerwalze: Die Bibliothek ist jetzt ein »Learning Center« (nach Auflösung aller Fachbereichsbibliotheken und Integration ihrer Bestände das einzige), Fakultäten und Abteilungen werden in »Schools« umorganisiert (womit zumindest der real längst verzogenen Verschulung der Studiengänge sprachlich Genüge getan wird) und mit dummdreisten Slogans (»Be a Strategist. Be a Daredevil. Study at the Business School«) »Events« beworben:

> »Keine langatmigen Reden, keine Frontalvorträge und keine Gratulationsfloskeln gab es beim unkonventionellen Opening Event der JKU Business School […] Das originelle Event zeigte, wohin die Reise geht: Lehrende und Studierende im Zentrum einer Bühne der Innovation […] Dass die Universität als Elfenbeinturm längst Geschichte ist, demonstrierten die AkteurInnen der JKU Business School eindrucksvoll. Gemeinsam mit TänzerInnen und MusikerInnen agierten ProfessorInnen als SchauspielerInnen auf einer Bühne, die Gegensatzpaare verkörperten und scheinbare Gegensätze auflösten.«

Elfenbeinturm? Sauve qui peut! Dort ist das W-Lan schlecht und zu den »Breakfast Briefings« gibt es nur zwei Sorten glutenfreie Brioche. War das poststrukturalistische Geschwätz von der »Performanz« noch Tragödie im Sinne des Niedergangs von Gesellschaftskritik, sind derartige Kasperaden die Farce, in der das Spektakel die Siegesrunde und dabei den Komparsen eine lange Nase dreht, während die Claqueure der knowledge based economy am »Gefällt mir«-Daumen lutschen.

Über uns die Grasnarbe

Das universitäre System ist eine Puffmutter, die ihr Personal zwar befristet beschäftigt, aber bevorzugt in Clownsnase vor potentiellen Freiern paradieren lässt. So ermutigt auch die JKU das ihr verfügbare akademische Lumpenproletariat, »Wissenschaftsvermittlung« in Form von *Science Slams* zu betreiben – die Steuerzahler/innen sollen schließlich wissen, ob ihr Geld gut angelegt ist. Irgendwann einmal bestand ein Reiz der Wissenschaften darin, etwas verstehen zu wollen, das zunächst fremd und unzugänglich ist – weshalb man sich dieses geistige Neuland mittels Zeit, Hingabe und Hirnstoffwechsel selbst erschließen musste. Mittlerweile ist dagegen alles bedeutungslos, was man nicht nach oberflächlicher Beschäftigung in einen »Explainity«-Clip parzellieren kann. Die JKU betreibt aber auch selbst einen kleinen Zirkus, den sie (samt Manegenmanager) aus der Kulturhauptstadt-Konkursmasse Linz09 übernommen hat: Den *Kepler-Salon*. Passenderweise plant die JKU im Hof des Schloss Auhof einen »Zirkus des Wissens«, der Herbst 2020 fertiggestellt sein soll:

> »Neben Lehre und Forschung haben Universitäten eine dritte Mission. Sie wollen Wissen in Gesellschaft und Wirtschaft bringen. Die Johannes Kepler Universität Linz fühlt sich dieser Third Misson in hohem Maße verpflichtet. LIT Open Innovation Center, Open Lab, KinderUniLinz, Kepler Tribune oder Kepler Salon sind Ausdruck dieses Anspruchs. Nun setzt die JKU eine weitere Initiative zur niederschwelligen Wissensvermittlung. Damit sollen vor allem Kinder angesprochen werden. »Es geht dabei um den Zauber des Wissens und die Magie der Erkenntnis«, sagt Rektor Meinhard Lukas. »Wir wollen die Jüngsten in unserer Gesellschaft dafür begeistern, die Welt mit allen Sinnen zu entdecken. Wir konzentrieren den Kosmos der Universitas in einer Manege. Wir errichten den Zirkus des Wissens.«

Repräsentationsbauten, die für nichts stehen,…

Wies die bisherige Architektur (von Artur Perotti) zumindest den Charme von Verfügungsgebäuden auf, wirken die neuen Bauten wie eine Verlängerung des Prinzips geplanter Obszoleszenz in die Architektur, der aber ein gewisser Ewigkeitscharakter aufgepfropft wird: Wegwerfgebäude mit Blattgold-Kruste.[2] Exemplarisch dafür: Die *Kepler-Hall*, die von ihrer Ästhetik her wie geschaffen scheint für das morgendliche Absingen der (kurioserweise noch nicht komponierten) Universitätshymne. An dieser Stelle sei vorgeschlagen, diese Verräumlichung des Zeit(Un)Geistes in »Kim Yong-il Gedächtnishalle Zweigstelle Linz« umzutaufen.

…Aussendungen, die nichts enthalten,…

Die JKU hält sich eine opulente Propaganda-Abteilung (»Universitätskommunikation«), die der regionalen und lokalen *Pressmaffia* (K. Kraus) druckfertige Beiträge (samt Interviewsequenzen und Bildmaterial) liefert. Bereits ein kursorischer Vergleich zwischen Presseaussendungen und »redaktionellen« Beiträgen im »Wissenschaftsressort« zeigt, dass dieses Angebot dankend angenommen wird. Das gesamte Propagandapersonal scheint dabei an einer Art *Superiority Komplex* zu laborieren (ohne daran zu leiden): *Exzellenzcluster, Leuchtturmprojekte* und ähnlicher Schmonzes – ein einschlägiger »Think Tank / Do Tank« nennt sich gleich »Academia Superior« und bietet Möglichkeit zum *informellen Austausch* zwischen Politik, Wissenschaft und Wirtschaft: Ringelpietz mit Anfüttern.

…Titel, die nichts bedeuten,…

In Österreich macht sich die autoritäre Charakterstruktur auch in einer bestimmten Form von Obrigkeitshörigkeit bemerkbar, in der die dörflichen Wissenshierarchien fortwesen: Was Lehrer, Arzt und Pfaffe sagen, gilt!

Darum ist jeder akademische Titel ein Plazet fürs Maul-aufreißen und Meinung-kundtun – auch und gerade, wenn man fachlich zur Sache nichts zu sagen hat und das Wissen darum bestenfalls »wissenschaftsjournalistischer« Provenienz ist.[3]

Wie lange diese Ehrfurcht vor gelehrter Meinung aus titelbewehrtem Munde noch bestehen bleiben wird, ist aber die Frage – die Akademisierung von immer mehr Berufsfeldern geht einher mit Titelinflation: Die neu geschaffenen Namensveredler haben nicht nur geringeren Wert, sondern drücken auch den akademischer Ausbildungswege insgesamt. Wer auf Distinktion besteht, läuft mit Recht Gefahr, zur Witzfigur zu werden: »Ich musste für meinen Magister richtig arbeiten« ist das neue »Ich musste früher 10 Kilometer zur Schule gehen«.

So manch einer dräut mittlerweile die Erkenntnis, dass eine Lehrlingsausbildung sinnvoller gewesen wäre, als der Bachelor »Urbanes Pflanzen- und Freiraummanagement« (ja, den gibt es!).

Angesichts der ganzen abstrusen neuen Studiengänge, die allein dazu dienen, die Akademisierungsquote zu erhöhen, möchte man fast für die komplette Abschaffung eines eigenständigen tertiären Bildungssystems plädieren: Die Studiengänge könnten gleich an die entsprechenden Einrichtungen angelagert werden (Forschungslabors, Krankenhäuser, Gerichte, etc. würden dann zu Lehrbetrieben mit integrierter Berufsschule) – dann müsste der Glücksspielkonzern Novomatic seine Mitarbeiter/innen selber weiterbilden und könnte sie nicht an die »Donau-Universität Krems« in den Studiengang »Leisure, Entertainment and Gaming Business Management« schicken.

…Kritik, die nichts riskiert,…

Jetzt kann man sagen: Aber was ist mit der aufklärerischen Funktion des Hochschulstudiums, was mit der Erziehung zur Mündigkeit, was mit der Ausbildung »kritischen Denkens«, das nicht auf eine Berufsausbildung reduziert werden soll? Das sagen entweder Leute, die die letzten 20 Jahre keinen Fuß in eine Universität gesetzt haben – der Zug war wahrscheinlich schon vor der Bologna-Verschulung abgefahren. Oder es kommt von denjenigen, die sich selbst als Sand im Getriebe, als kritische Instanz sehen. Das dient meist der Aufrechterhaltung des Selbstbildes durch Behauptung eigener Relevanz, ist aber mehr Selbstbetrug, als Lüge: Mithin Ideologie. Wer zum Erlernen eigenständigen Denkens auf eine Universität angewiesen ist, baut auf Treibsand.

Die Sozial- und Geisteswissenschaften imaginieren sich trotzdem als Hort der Unterdrückten und Entrechteten – die Bedingungen sind aber für die unteren Chargen (z.B. Postdocs) in allen Disziplinen prekär und eine generelle Marginalisierung von Soziologie, Philosophie & Co lässt sich angesichts der vorhandenen Lehrstühle nur mühsam behaupten. Wenn sie sich zum Gatekeeper des Ausgangs aus der Unmündigkeit stilisieren, ist das eine Spielmarke in der schönen neuen Welt der Geisteswaren.

Tatsache ist eher, dass sich heute selten wirklich kritische Geister länger an der Universität halten können – das ging vielleicht früher, als (bestenfalls) Vertragsbedienstete wärmt man heute einen Schleudersitz und jede Evaluation wird zum Scherbengericht.

Bahnbrechendes kommt selten aus Universitäten – die sind ein Zentrum der Systemerhaltung und bei den Forscher/innen, die innerhalb des wissenschaftlichen Betriebes neue Ansätze verfolgen, zeigt sich, dass der vielgelobte »wissenschaftliche Diskurs« meist dazu dient, Kritik oder neue Ideen abzuwehren. Trotzdem (oder genau deshalb) wurde »Innovation« zum unentrinnbaren Fetisch, während an Universitäten das herrschende Bewusstsein in neue Ausdrucksformen gebracht, aber selten reflektiert wird.

…und Manifeste, die nichts entfalten

Wenn man es programmatisch und pathetisch mag, schreibt man ein Manifest – die JKU hat zusammen mit der Wiener Universität für angewandte Kunst eines unter dem Titel »Innovation durch Universitas« verfasst. Was nach einer Werbekampagne für ein Joint-Venture von Boehringer Ingelheim & ThyssenKrupp klingt (und wohl auch in die Richtung schielt), soll eine Art Positionspapier sein und wurde mit viel roter Farbe in Ausgabe #4 der »Kepler Tribune« getan. Die »Kepler Tribune« (Fun Fact: *Tribune* leitet sich von *tribus* ab, was u.a. »Stamm« bedeutet) ist der Versuch der JKU, den Nimbus der Provinzuniversität durch etwas Salon-Hautgout aufzupimpen, indem sie Beiträge und Reden prominenter Geistesmenschen (darunter auch verdienter Leute wie Armin Thurnher & Anneliese Rohrer) im Broadsheet-Format abdruckt. Im PR-Spektrum der JKU nimmt die Kepler-Tribune die Rolle ein, die Escort-Services für die Prostitution spielen – sie macht das gleiche wie die bunten Broschüren, sagt es aber nicht so offen.

Fanal, banal, egal

Der erste Satz tönt: *Ein Manifest. Zwischen links und rechts.* (Interpunktion im Original: ganz.schön.gewagt.). Das ist konsistent mit der Linie der JKU, die ihren Ehrenschutz für den alljährlichen Burschenbundball mit einer »Äquidistanz zu politischen Parteien und Gruppen unterschiedlicher Gesinnung« (Rektor Meinhard Lukas zur APA) argumentierte. Zumindest so lange, bis im Zuge der »Liederbuchaffäre« die rechtsextremen Umtriebe der Burschenschafter mehr Aufmerksamkeit erhielten. Das war der JKU dann doch zu viel schlechte Presse und sie gab den Ehrenschutz auf. Die Jahre zuvor hatten sie die antisemitischen Pöbeleien der Burschenschafter jedenfalls nicht gestört; dass sie ihr unbekannt waren, würde sie wohl angesichts der hohen Schnittmenge von FPÖ-Funktionären, die zugleich nicht nur Burschenschafter, sondern auch JKU-Absolventen sind, wohl kaum für sich reklamieren können.

Dann weiter im Text, der nur der Auftakt zur Präambel ist: *»Wir wachen morgens auf, es ist wieder alles anders, und doch ist alles gleich.«* Wer hat derartige Banalitäten nicht im Alter von 14 Jahren ins Schulheft gekritzelt? Warum daraus nicht gleich eine »Philosophie des stoischen Maoismus« zimmern? Die PR-Abteilung schlägt vor: »Permanente Revolution – ist gut, war gut, bleibt gut.« Jedenfalls sei das der Grund für unseren *»brennenden Wunsch nach Stabilität«*.

Das Traktat fleddert den Kadaver des bildungsbürgerlichen Kanons und prügelt sich durch dessen Phrasen bis die Plomben platzen: Da suchen Wissenschaften und Kunst seit Jahrhunderten nach dem Pudel, der die Welt im Innersten aus den Angeln hebt, um *»das grundstürzend Neue«* zu entdecken, obwohl (oder weil?) doch - wie vorhin proklamiert - alles immer anders und doch gleich ist. Archimedes wollte der Neuzeit ein *»Leitmotiv«* geben (ein Wagnerianer avant la lettre?) und dem *»uomo universale«* einen Auftrag: Der *»entdeckte durch seine umfassende Bildung, seinen kritischen Geist, seine schöpferische Kraft und seine humanistische Haltung die Welt umfassend neu«* und baute nicht etwa Kanonen für die Condottieri. Dabei fuhr ihm nicht nur Archimedes in die Glieder, sondern auch Vergil (zwei Seelen wohnen, ach!) und steckte ihn mit der Sehnsucht an, *»die Ursache der Dinge zu erkennen«*. Die lässt sich heute mit Marx zwar ganz einfach auf die Formel G-W-G' bringen, das ficht die in Fahrt gekommenen Manifestanten Gerald Bast (UaK) & Meinhard Lukas (JKU) aber nicht an: Die reichern mit ihren Häusern den *»humanistischen Bildungskanon […] um die Entwicklung einer digitalen Kompetenz«* an, um *»Humboldts Konzept der Universitas«* zu aktualisieren (Testamentsvollstrecker am Puls der Zeit!). Wirklich Chuzpe hat dieser Satz:

> »Die Fixierung auf Zitierungen, Reputationsumfragen, Drittmittel, prüfungsaktive Studien und andere Quantifizierungen greifen […] zu kurz. Vielmehr müssen gesellschaftliche Relevanz und Verantwortung die dominierenden Größen sein. Universitäten sind demnach zuallererst intellektuelle, geistige Zentren der Gesellschaft.«

Gegen derartige Sonntagsreden wirkt das katholische Dogma von der unbefleckten Empfängnis wie evidenzbasierte Reproduktionsmedizin: Befristete Verträge solange es die Kettenvertragsregelung zulässt (und danach lebenslange Sperre), möglichst billige Lehrveranstaltungen (alle, die jetzt Covid-19 bedingt brav digitale Inhalte produziert haben, machen sich überflüssig), Kennzahlen-Hörigkeit samt triumphaler Presseaussendungen nach jedem Aufstieg in irgendeinem obskuren Ranking,…

Ob Wissenschaften besser werden, wenn man sie mit Künsten verquickt, ist eher fraglich: Die *»Symbiose von Wahrheit und Schönheit«* klingt bestenfalls nach einem Witz (*Pardon! sprach der Igel und stieg von der Bürste runter*). Wissenschaft hat mit »Wahrheit« soviel zu tun, wie Kunst mit »Schönheit«: Im besten Fall streben Menschen in den Wissenschaften nach möglichst adäquaten Interpretationen der Realität und in den Künsten nach Realisierungen möglicher Interpretationen. Dass beides im Modus der Kritik geschehen muss, sollte selbstverständlich sein – das vorliegende Manifest fordert »kritisches Denken« mehrfach ein, was selbst Teil der Ideologieproduktion ist: Kritik ist hier Leidenschaft des Kopfes und nicht Kopf der Leidenschaften.

Manege Frei! im Manifest-Zelt

Der Wissenschaftlich-Künstlerische-Komplex wäre nicht komplett ohne Irgendwas-mit-Neuen-Technologien: dass das Ars Electronica Festival 2020 an der JKU ausgerichtet wird, ist da nur konsequent – auch dabei geht es nicht darum, *was* gemacht wird, sondern um die PR. Fieberhaft werden bereits die dafür prädestinierten Institute mobilgemacht, indem universitätsinterne Aufforderungen zur Einreichung von Projekten ausgeschickt werden. Es wird wohl etwas ähnlich Lahmarschiges wie die »Lange Nacht der Forschung«: Eine Leistungsschau mit was zum Staunen, Anfassen, Stolz-auf-den-Wissenschaftsstandort-sein, etc. Wie gut, dass der neue Vizerektor für »Innovation & Forschung« (Christopher Lindinger) vor einigen Monaten noch *Leiter des Bereichs Forschung und Innovation im Ars Electronica Futurelab* war. Zusammenwächst, was zusammengehört.

Treulich geführt…

Damit Wissenschaft und Kunst nicht in wilder Ehe und damit in Sünde leben müssen, wäre ihre Beziehung offiziell zu machen – sollte aus ihr ein gemeinsamer Masterstudiengang entspringen, darf der kein Bankert sein. Für die Vermählung bietet sich die »Virtual-Reality-Kuppel« an, die für das Ars Electronica Festival geplant ist – die ist zwar kein Dom, heißt aber so. Konzipiert ist der »Dome« als »social space«, der Vollzug der Ehe findet dann aber unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Keine Sorge: Das Laken wird anschließend in den üblichen Presseressorts zur Schau gestellt.

Bild: STWST. Motiv: »Schlots Bällebad« beim WurstvomHund-Ball 2020 in der STWST.

---

[1] An beiden Anfragen war die jetzige Nationalratsabgeordnete und Clubchefin der Grünen Sigrid Maurer beteiligt, die gerade dabei ist, dem reichhaltigen Fundus an politischen Wendehälsen einen weiteren Charakterkopf (den ihren) hinzuzufügen. It's Realpolitik, Baby! Maurer hat ihren Einstieg in die Politik passenderweise über die ÖH (Österreichische Hochschülerinnen- und Hochschülerschaft) gefunden – also über eine Interessenvertretung, die vor allem die Interessen derer vertritt, die politische Karrieren anstreben.

[2] Diese Gebäude gehören allerdings nicht der Universität, sondern der Bundesimmobiliengesellschaft (BIG), die sie an die Universität vermietet.

[3] In Österreich ist Wissenschaftsjournalismus eine – der Medienlandschaft angemessen – erbärmliche Angelegenheit: Im Österreichischen Rundfunk (ORF) trommelt sich die Wissenschaftsredaktion wie wild auf die Brust, wenn ihr der »sensationelle Nachweis« gelingt, dass es möglich ist, frei erfundene Texte in Journalen unterzubringen oder absurde Vorträge auf Konferenzen. Dass das Problem (das seit Jahrzehnten bekannt ist) aber an den Perversitäten des Publikationssystems selbst liegt, tritt neben diesem »scoop« in den Hintergrund. Daneben gibt es noch von den Hochschulen zu PR-Zwecken finanzierte Beilagen in der Tageszeitung *Der Standard* (»Forschung Spezial«) und der – ansonsten sehr empfehlenswerten – Wochenzeitung *Falter* (»Heureka«). Das war es – mit Ausnahme einiger Blogs – dann aber auch schon ziemlich. Ein Anspruch, den Wissenschaftsbetrieb auch zu kritisieren und nicht nur dessen Mietmaul zu sein, ist jedenfalls kaum auszumachen.

Aylin Aichberger hat ihr Studium an der JKU abgebrochen und betreibt jetzt einen der letzten Bubble-Tee Stände im Großraum Linz.

Unberücksichtigte Unterschiede

Steffen Klävers hat sich in seinem Buch »Decolonizing Auschwitz?« mit den Beiträgen der postcolonial studies zur Holocaustforschung auseinandergesetzt. *Till Schmidt* hat ihn dazu befragt.

Aktuell lässt sich häufig eine gewisse Polarisierung beobachten: Entweder werden postkoloniale Studien pauschal verteufelt, so als gäbe es in diesem Feld ausschließlich problematische Ansätze und Personen. Auf der anderen Seite werden die postcolonial studies aber auch stark verklärt, nach der Devise: Was moralisch richtig ist – nämlich Rassismus und Nachwirkungen des Kolonialismus zu analysieren und zu kritisieren –, das darf selbst nicht in die Kritik geraten. Gab es so etwas wie ein auslösendes Ereignis oder von Ihnen länger schon beobachtete Entwicklungen, denen Sie mit Ihrer Dissertation genauer auf den Grund gehen wollten?

Zuerst gehört hatte ich von diesen Ansätzen auf einer wissenschaftlichen Konferenz im Jahr 2011. Dort wurde debattiert, ob eine simultane Perspektive auf Kolonialismus und Nationalsozialismus nicht geboten sei. Mir war dieser Ansatz neu, jedoch fragte ich mich schon damals, wie diese Perspektive sich zur in der Holocaustforschung breit diskutierten Frage einer Einzigartigkeit und Beispiellosigkeit der nationalsozialistischen Vernichtung jüdischen Lebens verhalten würde.

Wie stark ist die Holocaustforschung aktuell von postkolonialen Ansätzen geprägt? Welchen Stellenwert nimmt die Auseinandersetzung mit dem Holocaust in den postkolonialen Studien ein?

Die Frage der Prägung kann ich nicht abschließend beurteilen. In einigen neueren Einführungen in die Holocaustforschung gibt es eigene Abschnitte zur Kolonialgeschichte, beispielsweise im *Oxford Handbook of Holocaust Studies* aus dem Jahr 2010. Insofern hat die postkoloniale Diskussion die Holocaust-Forschung zumindest nachwirkend beeinflusst. Lange Zeit war der Holocaust kaum Thema der postkolonialen Theorie. Und falls doch, dann eher als Beispiel für ein Unterkapitel einer breiteren europäischen Geschichte der (Massen-)Gewalt und Unterdrückung. Die von mir untersuchten Ansätze sind eher spekulativ und theoretisch, weniger empirisch, ohne dabei jedoch auf empirische Bezüge gänzlich zu verzichten. Interessanterweise ist die Kritik an diesen Ansätzen insbesondere im deutschsprachigen Raum ausgeprägt.

Was sind die Kernannahmen postkolonialer Ansätze der Holocaustforschung?

Eine zentrale Annahme dieser Ansätze ist, dass Nationalsozialismus und Holocaust in eine Art kolonialgeschichtliches Paradigma eingeordnet werden können – und sollten. Von linearen kausalen Bezügen zwischen Kolonialismus und Nationalsozialismus wird eher nicht ausgegangen, jedoch von ideologischen und strukturellen Gemeinsamkeiten. Diese Ansätze treten in dieser Form seit etwas mehr als 20 Jahren in der Wissenschaft auf. Ich vermute, dass das auch mit einer allgemeinen Entwicklung in den Geistes- und Sozialwissenschaften zusammenhängt, die sich – auch maßgeblich durch die postkolonialen Studien beeinflusst – mehr als zuvor auf Transfers, transnationale Bezüge und globale Perspektiven fokussieren.

Welche postkolonialen Ansätze der Holocaustforschung haben Sie in ihrer Studie berücksichtigt?

Die von mir untersuchten Ansätze sind schwerpunktmäßig in der Geschichtswissenschaft situiert und stammen vor allem von Jürgen Zimmerer und Dirk Moses. Ich habe mich allerdings auch mit einem erinnerungskulturellen Ansatz von Michael Rothberg sowie ausgehend von Überlegungen des postkolonialtheoretischen Autors Paul Gilroy mit einer Reihe von modernitätstheoretischen Ansätzen beschäftigt. Zimmerer und Moses sind in der wissenschaftlichen Diskussion die Autoren, die in der Diskussion als richtungsweisend gelten. Zimmerers oftmals aufgegriffener Vorschlag eines nicht kausalen, nicht linearen, sondern eher gewalt- und ideengeschichtlichen Weges »von Windhuk nach Auschwitz« wird immer wieder genannt und diskutiert. Rothbergs Studie habe ich ausgewählt, weil sie als eine der ersten Arbeiten überhaupt dezidiert und programmatisch Holocaust- und Postcolonial Studies miteinander in Verbindung bringt.

Wo liegen die Chancen und wo die Grenzen postkolonialer Perspektiven auf den Holocaust?

Jeder Vergleich bietet Erkenntnismöglichkeiten. Das ist eigentlich eine Banalität: denn im direkten Vergleich können Gemeinsamkeiten und Unterschiede von bestimmten Untersuchungsgegenständen deutlicher hervorgehoben und herausgearbeitet werden. Ein Vergleich von Kolonialismus und Nationalsozialismus ist also selbstverständlich zulässig und kann wissenschaftliche Erkenntnisse liefern. Mich hat aber vor allem interessiert, wie, was und aus welchen Gründen verglichen und ob die Schlussfolgerungen überzeugend sind. Eine aus einem Vergleich resultierende Gleichsetzung überzeugt wissenschaftlich nicht, wenn dadurch bestimmte Qualitäten von Gegenstand A oder B nicht adäquat beachtet werden, die eigentlich gegen eine Gleichsetzung sprechen.

Was sind die zentralen Ergebnisse Ihrer Forschung?

Die leitende Fragestellung meiner Arbeit war es, zu rekonstruieren, wie in komparativ-postkolonialen Ansätzen in der Holocaustforschung argumentiert wird. Welche Begriffe werden auf welche Art verwendet, von welchen Grundannahmen wird ausgegangen, welche Forschungslücken sollen geschlossen werden? Und schließlich: Überzeugen die aus ihnen gewonnenen Erkenntnisse? Vor allem interessierte mich dabei, wie und was überhaupt verglichen wird, welche Aspekte von Kolonialismus und Nationalsozialismus bzw. Kolonialgenozid und Shoa in den Blick genommen werden und aus welchen Gründen für eine Kontinuität – und damit: gegen eine qualitative Beispiellosigkeit der Shoa – argumentiert wird und was damit überhaupt gemeint ist. Ein zentrales Ergebnis meiner Arbeit ist, dass in den von mir untersuchten Ansätzen zentrale Unterschiede zwischen (kolonialem) Rassismus und Antisemitismus nicht oder nicht ausreichend berücksichtigt werden.

Worin bestehen diese Unterschiede?

Der moderne Antisemitismus ist gekennzeichnet durch etwas, was in der Literatur häufig als von der Realität entkoppelter, verschwörungstheoretischer Wahn beschrieben wird. Auch wenn man natürlich durchaus und mit gutem Recht argumentieren kann, dass auch Rassismus von der Realität entkoppelt ist, hat er eben nicht diese Art von verschwörungstheoretischer Wahnstruktur, die einen unsichtbaren, übermächtigen und durch und durch bösartigen Feind imaginiert. Rassistische Stereotype funktionieren anders, da sie eher dazu neigen, die rassistisch Stigmatisierten auf ihre Körperlichkeit und/oder moralisch-intellektuelle Kompetenzen zu reduzieren, sie also zum Beispiel als wild oder unzivilisiert, körperlich unter- oder überlegen, als potenziell gefährlich abzuwerten. Der Rassismus dient der Aufwertung des Selbst auf Kosten der Abwertung eines Anderen. Jüdinnen und Juden hingegen werden im modernen Antisemitismus eher mit einem globalen, unsichtbaren, parasitären, nahezu allmächtigen heimtückischen und listigen Feind in Verbindung gebracht, der im Verborgenen für Leid und Elend sorge.

Und wie kommen Sie zu dem Schluss, dass die von Ihnen untersuchten Werke diese Unterschiede nicht ausreichend reflektieren?

Nehmen wir als ein Beispiel die Denkfigur des antikolonialen bzw. subalternen Genozids. Dirk Moses und Jürgen Zimmerer schlagen vor, damit die nationalsozialistische Vernichtung jüdischen Lebens zu beschreiben. Beide argumentieren recht ähnlich, dass Jüdinnen und Juden in der Imagination der Deutschen einen kolonialen Unterdrücker darstellten, von dem sich in einem antikolonialen bzw. subalternen Aufstand befreit werden sollte. So wird die Shoa aus einer zugeschriebenen Sicht der Nazis als ein antikolonialer bzw. subalterner Genozid gedeutet, eine Art antikolonialer Befreiungsschlag also. Ich halte diese Denkfigur allerdings für problematisch.

Warum?

Prinzipiell liegen Zimmerer und Moses zunächst durchaus richtig darin, dass Jüdinnen und Juden im modernen Antisemitismus eine Übermacht unterstellt wird. Schwierig wird es dann aber, wenn diese fiktive Übermacht mit der einer Kolonialmacht verglichen wird. Denn koloniale Herrschaft funktioniert prinzipiell anders als das, was im Antisemitismus als verschwörerische Beherrschung durch das Judentum imaginiert wird. Außerdem ist es problematisch, sie mit dem Adjektiv »unsichtbar« zu beschreiben. Denn koloniale Herrschaft wirkte in vielen Fällen zwar auch sehr subtil, war vor allem real und manifest. Zum Beispiel in Dekreten und Verordnungen, Handelsbeziehungen, Ausbeutungsverhältnissen, kolonialrassistischen Bildern und Sprechweisen, in kolonialen »Schutztruppen«, die tatsächliche Gewalt ausübten, oder im kolonialen Genozid. Das Judentum dagegen war zu keinem Zeitpunkt ein derart realer Feind oder eine koloniale Macht und wurde auch nicht als Kolonialmacht imaginiert, sondern im antisemitischen Wahn als übermächtiger, bösartiger und unsichtbarer globaler Feind gefürchtet. Außerdem geht in dieser Analogie völlig verloren, warum das Judentum im modernen Antisemitismus nicht nur besiegt, sondern vollständig vernichtet werden soll.

Israelbezogene antisemitische Einstellungen sind auch im postkolonial-theoretisch interessierten Milieu durchaus verbreitet. Statt einer produktiven Debatte darüber scheint das Problem aber vor allem geleugnet oder verharmlost zu werden. Steht das im Zusammenhang mit den Schwachstellen der von Ihnen diskutierten Ansätze?

Tatsächlich gibt es innerhalb des akademischen und/oder politischen Postkolonialismus eine Häufung von israelbezogenem Antisemitismus und Unterstützung der BDS-Bewegung. So haben sich einige prominente, mit der postkolonialen Theorie verbundene Einzelpersonen wie etwa Chandra Talpade Mohanty und Gayatri Spivak pro BDS positioniert und Israel wiederholt als weiß-europäisches, siedlungskoloniales, rassistisches Projekt beschrieben. Möglicherweise wird der Antisemitismus in den »eigenen Reihen« auch deswegen geleugnet, weil er nicht erkannt wird und es von vornherein keinen überzeugenden kritischen Begriff von ihm gibt. Und das wiederum stellt ja auch ein Problem in den von mir untersuchten Ansätzen dar. Etwas zugespitzt könnte man sagen: Wo ein adäquates Verständnis von Antisemitismus nicht vorhanden ist, kann er auch nicht richtig gesehen, geschweige denn kritisiert werden.

Klävers, Steffen: Decolonizing Auschwitz? Komparativ-postkoloniale Ansätze in der Holocaustforschung. Berlin 2019.

Till Schmidt studiert in Oldenburg und arbeitet als freier Journalist.

Der Rest ist Rauschen

Mit Florian Schneider (Kraftwerk) und Gabi Delgado-López (DAF) sind jüngst zwei Musiker verstorben, die beide auf ihre Art als Pioniere der Maschinenmusik gesehen werden, aber eher durch ästhetische Differenzen miteinander verbunden sind. *Heinrich Anton Schule* gibt einen Überblick über ihre Entwicklung.

Nein, das Coronavirus ist nicht schuld. Zumindest soweit bekannt. Florian Schneider-Esleben ist laut einer Mitteilung seines ehemaligen Bandkollegen Ralf Hütter am 7. April 2020 nach einer kurzen Krebserkrankung gestorben. Das Gründungsmitglied und geniale Gehirn von Kraftwerk, der wohl einflussreichsten deutschen Musikgruppe ever, wurde 73 Jahre alt. Zusammen mit Hütter, der das Unternehmen Kraftwerk seit Schneiders Ausstieg 2009 mit drei Edelkomparsen weiterbetreibt, gelang es ihm Anfang der 1970er Jahre, die deutsche Popmusik mit elektronischen Impulsen aus den improvisatorischen Hippiefängen einerseits und der miefigen Ecke des Schunkelschlagers andererseits zu befreien.

Anfangs selbst noch mit längerem Genickhaar, Querflöte und weiteren klassischen Instrumenten bewaffnet, hingen Schneider und seine Kollegen mit ihrem Vorläufer-Projekt *Organisation* auch eher der krautig rockenden, frei jazzenden Schule an. Doch mit der Gründung ihres sagenumwobenen *Kling-Klang-Studios* Anfang 1970 in Düsseldorf und der Umbenennung in *Kraftwerk* änderte sich die Stoßrichtung: hin zu einer elektroakustischen Zukunftsmusik, die mitunter auch Traditionen der deutschen Romantik (»Franz Schubert«) rückkoppelte.

Schon mit den ersten drei Alben, die später aus dem amtlichen Kanon weggeschwiegen wurden und nie offiziell als CD erschienen sind, und erst recht mit »Autobahn« (1974) und »Radio-Aktivität« (1975) schufen Kraftwerk eine zunehmend und schließlich rein elektronisch generierte Klangsprache. Sie hatte nur mehr sehr wenig mit der Musique concrète gemein, die dieses Feld mit ihrem doch sehr elitären Akademikerzugang zuvor noch mehr oder weniger exklusiv für sich beanspruchte. Das Echo von Kraftwerk prägt seitdem die Popwelt, wie sonst wohl nur jenes der Beatles. Keine Übertreibung.

Florian Schneider war bei Kraftwerk Meister der Studiotechnik. Er war Herr über Kompressoren, Oszillatoren, Modulatoren, Synthesizer und Equalizer. Er entwickelte auch die typischen Robovox-Stimmen, obwohl er keinerlei tontechnische Ausbildung besaß. Der Sohn eines Architekten lernte und praktizierte am offenen Leib der Mensch-Maschine, die er selbst erschaffen hatte. Mit einer Strenge und Akribie trieb er die Klangforschung in Richtung eines maximalen Minimalismus. Davon zeigte sich nicht nur David Bowie beeindruckt, der sich mit dem Stück »V-2 Schneider« vor ihm verneigte. Auch Pornodiscoking Giorgio Moroder, der New Yorker Electro- und HipHop-Pionier Africa Bambaataa, Detroit-Techno-Producer wie Kevin Saunderson oder Juan Atkins sowie sowieso jede Synthiepop-Band von London bis Tokio haben sich ihr Rüstzeug von Kraftwerk geholt.

In der Öffentlichkeit präsentierte sich Florian Schneider gerne als der stille, stets sanft lächelnde Onkel, der in Interviews selten das Wort ergriff. Das übernahm fast immer Ralf Hütter. Die Langzeitkraftwerker Wolfgang Flür und Karl Bartos hatten als Quasi-Angestellte ohnehin nicht viel zu melden. Seinem Musikarbeiter-Ethos zum Trotz verstand es Schneider aber auch, den enormen Erfolg zu genießen, der sich in Europa, Japan und nicht zuletzt auch in den USA schon mit »Autobahn« einstellte und in »Das Model«, der erfolgreichsten, gleich dreimal (1978, 1981, 1982) veröffentlichten Single, gipfelte. Er führte das Leben eines Popstars preussischer Prägung mit wohldosiertem Dandytum, hatte aber auch das kaufmännische Talent, gemeinsam mit Hütter Kraftwerk zum Wirtschaftswunder zu machen, wie schöne Gagen und nicht zuletzt auch saftige Strafandrohungen für unerlaubtes Sampling belegen.

In Österreich waren Kraftwerk immer wieder auf der Bühne zu erleben. In Linz etwa 1993 bei der Ars Electronica im Brucknerhaus – wo parallel dazu das Balanescu Quartett seine famosen Kraftwerk-Adaptionen für Streicher spielte. (Eine von vielen Aneignungen, von denen der deutsche, in Chile lebende Elektronik-Produzent Uwe Schmidt aka Atom Heart als Senor Coconut sicher eine der originellsten schuf. Schmidt brachte »El Baile Alemán« – »Der deutsche Tanz« – mit südamerikanischer Combo live bei der Ars Electronica 2001 zur Aufführung.)

Bild: https://ticketcollector.files.wordpress.com

1997 gastierten die schon etwas mehr in Richtung Techno programmierten Kraftwerk nochmals in Linz, diesmal im proppenvollen Posthof. Und im Wiener Burgtheater war 2014 an vier Abenden ihre Konzertreihe »Katalog - 1 2 3 4 5 6 7 8«, dessen digitales Update Schneider noch mitbetreute, zu sehen. Da waren Kraftwerk schon zur ihrer heutigen Erscheinungsform mutiert: nämlich der eines multimedialen Spektakels für Festivals und Museen, das mitunter schon ein wenig penetrant als markenstrategische Katalogbewirtschaftung daherkommt. Abgesehen von durchaus beeindruckenden visuellen und akustischen Technologieschüben reist im Grunde seit Jahren die ewig gleiche Kraftwerk-Retrospektive um den Globus. Muss man unbedingt gesehen haben, aber nicht unbedingt immer wieder. Vielleicht das ein Mitgrund, warum eine für Sommer 2019 geplante 3D-Show im Linzer Donaupark dann in die etwas beschaulichere Wiener Arena verlegt werden musste.

Ob Florian Schneider Hütters Nachlassverwaltung goutiert hat? Man weiß es nicht. Auch die Hintergründe seines Ausstiegs wurden nie wirklich bekannt. Er schwieg, wie er es immer schon vorgezogen hatte.

»Im Gegensatz zu Kraftwerk mussten Maschinen bei uns schwitzen.«*
Gabi Delgado-López

Um 1978, als gerade ihr Album »Die Mensch-Maschine« erschienen war, fanden sich Kraftwerk angeblich zu später Stunde, die Szene beobachtend, gerne an der Theke des Ratinger Hofs in Düsseldorf ein. Das war eine Künstlerkneipe mit Konzertbetrieb, die sich zur Ursuppe des deutschen Punk hochkochte. Kraftwerk und auch andere Düsseldorfer Bands wie Neu! waren hier ziemlich verpönt. Zu gekünstelt, zu erfolgreich, zu alt. Spielten doch im Ratinger Hof junge britische Helden wie *999*, Wire oder *XTC*. Hier gründeten sich auch *ZK*, die sich später *Die Toten Hosen* nennen sollten, und die Band *Mittagspause* rund um den Maler Markus Oehlen, den späteren *Fehlfarben*-Sänger Peter Hein und Gabi Delgado-López, der 1979 mit Robert Görl die *Deutsch-Amerikanische Freundschaft*, kurz *DAF*, ins Leben rief.

»Ich war immer total gegen Kraftwerk«, sagt Gabi Delgado in »Verschwende Deine Jugend«, Jürgen Teipels nach einem DAF-Stück benannten Doku-Roman über den deutschen Punk und New Wave. »Das war so: Keine Energie! Diese laschen Säcke! Man kannte die ja auch. Die sind mit ihren schmalen Krawatten immer in Oberkassel (ein Nobelstadtteil Düsseldorfs, Anm.) in ihrer komischen Schnulli-Bar gesessen, zusammen mit so Bundfaltenhosen-Typen. Das war für mich eine scheußliche Form zu leben. Wir wollten doch hier echt Gewalt und extremen Sex. Wir wollten was erleben. Und die tranken in der teuersten Bar der Stadt ihre Milchcocktails. Das war genau die Welt, die wir angreifen wollten.«*

Seine Rolle bei Mittagspause als zweiter Sänger und, weil er sich die Texte kaum merken konnte, vor allem als Tänzer wurde Gabi Delgado bald zu klein. »Und dann habe ich im Ratinger Hof Robert Görl kennen gelernt. Und im Rausch einer Nacht haben wir das ganze DAF-Konzept erschaffen.«*

DAF bestanden aber nicht immer nur aus dem Sänger/Tänzer Gabi Delgado und dem Schlagzeuger Robert Görl. Anfangs waren noch Musiker mit an Bord, die u.a. bei *Fehlfarben* und *Der Plan* wieder auftauchten. Doch in der Euphorie etwas Neues, Revolutionäres zu kreieren, schrumpfte die Band allmählich zum Duo. Kurzzeitig, während der Aufnahmen zum ersten, noch chaotisch lärmenden Album »Ein Produkt der Deutsch-Amerikanischen Freundschaft«, verließ sogar Delgado selbst DAF. Beim Umzug der zu diesem Zeitpunkt vierköpfigen Band nach London 1979 war er aber wieder mit dabei.

Auf dem zweiten Album »Die Kleinen und die Bösen«, erschienen 1980 bei *Mute*, dem Label des späteren Depeche-Mode-Entdeckers Daniel Miller, war dann schon in roher Form, aber noch mit Schreddergitarre durchsetzt, der radikale Sequencer-Sound der folgenden Platten zu hören. Entwickelt wurde er von Robert Görl zusammen mit Chrislo Haas (u.a. auch bei *Minus Delta T*, später *Liaisons Dangereuses*), mit dem er in Graz zusammen Musik studiert hatte. Getriggert wurde er von Haas' ultratief herumtuckernden Korg-MS-20-Synthesizer und Görls minimalistisch-effektiv geschlagenen Drums. Und vorne an der Front bellte Gabi Delgado, als perfektes Pendant zum musikalischen Sturmangriff, erstmals mit gutturalen Lauten seine kontroversen Parolen über Gewalt, Liebe und lustige Stiefel.

Gabi, den charismatischen, mit faschistischer Ästhetik kokettierenden Banddiktator mimend, drängte immer stärker darauf, das Projekt DAF bis zum Äußersten zu verdichten, sodass ab 1981 Delgado/Görl das alleinige Personal stellten. Mit dem Album »Alles ist gut« und der superprovokanten Dancefloor-Abrissbirne »Der Mussolini« kam auch der Erfolg. Mit ihm die teuersten Bars und selbst die Bundfaltenhosen, die Gabi bei Kraftwerk noch so leidenschaftlich verachtete. Er trug sie aber kombiniert mit schwarzem Leder, statt dem Robotisch-Beamtenhaften regierte bei *DAF* das Paramilitärisch-Aggressive, statt dem Asexuell-Sterilen das Exzessiv-Körperliche. Ein bisschen Krieg, sehr kurze Haare, viel homoerotischer Schweiß, diffuse Gefühle. Und vor allem ein muskulöser Maschinenrhythmus, dem zackig im Gleichschritt ein ganzes Genre – Electronic Body Music – folgen und der später den harten Clubtechno vom Berghain abwärts massiv prägen sollte.

Bild: Richard Gleim

Nach zwei weiteren Alben – »Gold und Liebe« und »Für immer« – war 1982 vorerst Schluss für *DAF*. Solo liefs für Görl, der danach immerhin ein paar beachtliche Technoplatten machte, künstlerisch ein bisschen runder als für Delgado. Aber nur zu zweit kam auch die Magie. Zwar weniger auf Platte, aber sehr wohl live. Nicht mehr mit einem Turm aus zwölf Tapedecks – für jedes Stück eine Kassette mit den jeweiligen Sequencer-Loops – auf der Bühne, aber immer noch mit unfassbarer Energie. Noch im März 2019 gaben *DAF* zum Beispiel ein famoses Konzert beim Elevate Festival in Graz, mit einem bestens disponierten Gabi Delgado, der sich schonungslos – als wär's das letzte Mal – durch die Setlist tanzte und nach jedem Song mit einer Wasserdusche den Körper kühlte.

Am 22. März 2020 ist Gabi Delgado-López in seiner Wahlheimat Portugal 61-jährig einem Herzinfarkt erlegen. Robert Görl hat ihm dieser Tage ein berührendes Lied mit auf die Reise gegeben. Es heißt: »Ich denk an dich«.

---

*alle Zitate aus: Jürgen Teipel, Verschwende Deine Jugend, Suhrkamp, 2001

Heinrich Anton Schule ist Texter in Linz. Als DJ Mao verlegt er auch Platten.

»Das Theater leidet an einer Überproduktionskrise«

Von Jakob Hayner ist gerade das Buch »Warum Theater. Krise und Erneuerung« erschienen. *Robin Becker* hat mit ihm im Interview über Krisen und mögliche Bedeutung des Theaters heute und dessen Verhältnis zu Politik und Gesellschaft gesprochen.

Das Theater der Gegenwart zeichnet sich durch eine eminente Politizität sowie einen expliziten und engen Bezug zur Gesellschaft aus. Es versteht sich selbst als Form der Kritik an ihr. Auch in deinem Buch »Warum Theater. Krise und Erneuerung« ist vorrangig das Verhältnis von Theater und Gesellschaft Thema. Du zeichnest eine Krise des zeitgenössischen Theaters nach, die Ausdruck der Krisenhaftigkeit des Spätkapitalismus und des Neoliberalismus als seiner Vergesellschaftungsform ist. Worin besteht die ästhetische Symptomatik dieser Krise?

Das hat mit der Entwicklung der Kunst zu tun – vom Kunstwerk zur Ware. Nachdem die Avantgarden den Schock und die Provokation eingeführt hatten, wurden diese zum aufmerksamkeitserzeugenden PR-Mittel auf einem hart umkämpften Markt. Und nachdem man von der Kunst in bester Absicht unmittelbare Wirkungen im politischen Kampf erhoffte, ist diese nun zu einer Art Kummerkasten und allgemeiner Beschwerdestelle geworden – bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Wirkungslosigkeit. In der Postdemokratie wird widerständiges Verhalten ein rein ästhetisches Phänomen. Blöderweise können damit alle gut leben, weil es ein gutes Gefühl macht und niemandem weh tut. Unter diesen Umständen kann alles Künstlerische sich als politisch verstehen, ohne politische Wirkungen zu haben. Alexander García Düttmann hat das einmal sehr treffend als »politische Ideologie« der Gegenwartskunst bezeichnet, also ein tiefes Einverstandensein mit der Gesellschaft hinter einer politischen Fassade.

Mein Buch knüpft an Beobachtungen der jüngeren Zeit an, dass die neoliberale Herrschaft mit einer Ästhetisierung von Politik nicht nur wunderbar leben kann, sondern diese gar hervorbringt. Kunst wird selbst Teil des Herrschaftszusammenhangs, anstatt über ihn aufzuklären und darüber hinauszuweisen. Bei Adorno und Horkheimer heißt das Kulturindustrie und Mark Fisher nennt es kapitalistischen Realismus. Das ist die Folge dessen, dass sich die kapitalistische Produktion in der Kunst durchgesetzt hat. Und der Niederlage einer proletarischen Alternative, die sich immer wiederholt. Der wahre Kern all der kruden Debatten über »kulturelle Aneignung« ist, dass es eine reale Enteignung der Produzenten gibt. Nur ist das keine Frage der Herkunft oder vermeintlicher Eigentumstitel an fein säuberlich getrennten Kulturen.

Meine zentrale These lautet, dass das Wichtigste vergessen wurde: Warum eigentlich Theater? Was will man mit der Verwandlung, dem Spiel und dem Schein? Doch wenn man sich den unangenehmen Fragen nicht stellen will, flüchtet man in Ersatzhandlungen. Das theatrale Handwerk hat viele Anwendungsmöglichkeiten und so wurde das sogenannte »Angewandte Theater« das neue Ideal. Jedes Vergessen der Zwecke und jede Fetischisierung der Mittel jedoch ist eine Niederlage des aufklärerischen Denkens und ein Erfolg der Gegenaufklärung. Dementsprechend kritisch sehe ich den Jargon der Performativität, der sich durch die Theater und schlimmer noch durch die Theaterwissenschaften zieht. Ohne Frage gibt es ein performatives Vermögen des menschlichen Körpers, aber das ist nicht das ganze Theater.

Die politische Ideologie des Theaters koinzidiert also gewissermaßen mit einer Verdrängung der eigenen Krise, die auch den Zweck des Theaters als einer gesellschaftlichen Praxis berührt. Wie erklärst du dir die mangelnde Reflexion über die Frage: Warum Theater?

Reflexion hat soziale Voraussetzungen. Nun konkurrieren viele Künstler um knappe Güter wie Geld und Aufmerksamkeit. Jeder produziert für sich. Und das Bewusstsein, dass Theater eine gesellschaftliche Praxis ist, schwindet. Im Kapitalismus soll der Markt vermittelt über die individuelle Konkurrenz die einzige Möglichkeit sein, zur Wahrheit zu kommen, weil die sich dann durchsetzt. Wenn man diese Idee, die ja noch nicht einmal bei Glühbirnen funktioniert, dann auf Bereiche wie Wissenschaft oder Kunst überträgt, wird's absurd. Denn Wissenschaft und Kunst interessieren sich auf je verschiedene Weise für die Frage der Zwecke, was aber hinderlich ist. Und dann ordnet man sich beliebigen Zwecken unter. Dann kann man nur noch Performances und Prozesse optimieren – wie immer auf dem Markt. Erreichbarkeit der Zielgruppen oder digitale Distribution, wofür sich halt der herrschende Managementgeist so interessiert. Und so entsteht ein betriebseigener Zynismus, vor allem bei den Schauspielern, die am meisten ackern müssen und am wenigsten verdienen. In immer kürzerer Zeit müssen immer mehr Produktionen gemacht werden, das wird sich trotz der Zwangspause auch künftig kaum ändern. Das Theater leidet an einer Überproduktionskrise. Man weiß weder warum, noch wie weiter. Ehrlicherweise muss man sagen, dass das nicht nur dem Theater so geht, sondern der Ausdruck einer Gesellschaft ist, der jede historische oder sittliche Vision abhanden gekommen ist.

In deinem Buch charakterisierst du vier Verfahren des politischen Theaters der Gegenwart: symbolische Aktionen, Politik der ersten Person, Auseinandersetzung mit der Identität einer Gruppe, Wiederholung traumatischer Situationen. An diesen Erscheinungen ästhetischen Engagements verdeutlichst du, dass die politischen Anliegen, die hier zum Ausdruck kommen sollen, die bestehenden Verhältnisse letztlich bloß wiederholen. Woran liegt das?

Wenn man es herunterbricht, liegt das an dem unbewussten Konformieren. Entweder mit der spektakulären Medienwelt, der liberalen Anerkennungspolitik oder der Ideologie des Katastrophismus, also zentralen Aspekten neoliberaler Wirklichkeit. Mein Einwand setzt aber auf der Ebene der libidinösen Ökonomie an. Der marxistische Kunsttheoretiker Terry Eagleton meinte einmal, dass es in der Moderne drei wichtige Fragen gibt. Was können wir wissen? Was sollen wir tun? Und wozu fühlen wir uns hingezogen? Die dritte Frage ist die des Ästhetischen. Das bedeutet aber auch, dass es ein Problem gibt, wenn sich die künstlerische Kritik quasi hypnotisch an das bestehende Schlechte kettet oder sich maximal an Vorzeichenwechseln versucht, also an symbolischer Umdeutung. Mit dem Vokabular der Psychoanalyse könnte man das ein perverses Genießen nennen, das in der Form der Klage die fremde Macht und die eigene Ohnmacht lustvoll erfährt. Es ist daher kein Zufall, dass diese von mir analysierten Spielarten politischen Theaters in der Regel kaum Wert auf künstlerische Form legen. Denn in der poetischen Form artikuliert sich ein anderer Zustand, zu dem wir uns hingezogen fühlen können. Bleibt das aus, so kommt es zu einem Verlust der utopischen Dimension. Und das raubt der Kunst die Kraft. Das politische Theater, das dann bleibt, hat zwar Einwände vorzubringen, die aber kaum über den Kreis der sowieso Überzeugten hinaus Wirkungen entfalten. Weltveränderung ist dann kein Thema mehr. Auch das ist kein Zufall: Schlechte Kunst schlägt schlechte Politik vor.

Das Verhältnis von Kunst und Politik betreffend betonst du in deinen Überlegungen immer wieder die Bedeutung der Form und des ästhetischen Scheins, auch bezüglich des zeitgenössischen Theaters, dem du jedoch Formlosigkeit und damit Nähe zur Warenform vorwirfst.

Mir geht es um einen emphatischen Begriff von Form, denn etwas wirklich Formloses gibt es natürlich nicht. Adorno sagte einmal, dass das Ästhetische eine eigene Logik habe, die eines in sich motivierten Sinnzusammenhangs. Da artikuliert sich also etwas Anderes im Kunstwerk – im Schein und im Spiel. Ästhetischer Schein ist keine Beschränkung von Wirkung, er garantiert die der Kunst überhaupt erst. Denn Kunst ist nun einmal kein Werkzeug zur Bearbeitung der Wirklichkeit, sondern ein Medium der Reflexion – durch das in sich Reflektierte der künstlerischen Form. Und meine skeptische Vermutung ist, dass jede Laxheit in formalen Fragen zur Anpassung führt. Und die Warenform ist einfach die gesellschaftlich vorherrschende Form, die alles unterwirft. Ästhetische Form ist selbst ein widerständiges Verhalten gegen diese Vorherrschaft.

Welche Möglichkeiten stehen der darstellenden Kunst – auch in ihrem Verhältnis zu anderen Künsten – im Besonderen zur Verfügung, soziale Kritik durch Form zu artikulieren?

Darstellende Kunst heißt Schauspiel, also jemand spielt etwas vor anderen. Verkörperung von Nichtseiendem, wenn man es theoretischer fassen will, auch ungedeckte Behauptung oder erlaubte, weil nichtschädliche Lüge. Nun hat sich Theater über die Jahrhunderte als Kulturtechnik entwickelt, allerdings nicht so stark, weil es viel weniger von Technik abhängig ist als andere Künste. Beckett und Brecht sind wichtig oder auch Shakespeare. Dessen Dramen kritisieren in unübertroffener Komplexität die Herrschaft und das Ressentiment zugleich. Was es in der Wirklichkeit nicht gibt, stellt die Kunst vor: eine Partei der Vernunft innerhalb eines Geflechts falscher Gegensätze. So kommen wir zu einem weiteren Punkt: Die Darstellung von Widersprüchen mittels Handlung, Kollision, Konflikt, Rede und Gegenrede – und das gewissermaßen von einem höheren Standpunkt aus. Das gibt es in Grundzügen schon seit der Antike. Aber ganz bescheiden würde ich sagen, dass darin noch immer eine der entscheidenden Möglichkeiten des Theaters liegt: der vor Publikum ausgetragene Dissens. Die Kunst muss ihn nicht lösen, aber sie kann vielleicht mit ästhetischer Phantasie den Weg der Lösbarkeit antizipieren.

Dieses antizipatorische Vermögen benennst du auch als eine »Wiedergewinnung des elementaren Sinns« des Theaters: »der gespielten Welt als eines anderen Weltentwurfs«. Verweise auf zeitgenössische Inszenierungen hinsichtlich dieser Erneuerung der Idee des Theaters bleiben in deinem Buch gleichwohl singulär.

Ich wollte in meinem Buch den Eindruck einer Top-oder-Flop-Liste vermeiden. Und zwar nicht nur, weil ich das unangemessen fände, sondern auch, weil meine Überlegungen nicht bloß auf bessere Theaterabende zielen – wogegen nichts einzuwenden wäre –, sondern die Frage nach dem Gebrauch des Theaters berühren. Es geht um das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft. Und damit auch um die Frage, ob wir überhaupt in einer Gesellschaft leben, die mit Kunst etwas anfangen kann – außer sie als ein weiteres Mittel zum Geldvermehren neben Schnellfeuergewehren und Kartoffelchips zu nutzen. Das funktioniert freilich dann am besten, wenn man diese Welt zugleich vergessen kann, sich also betäuben lässt. Das sind Dinge, an denen kann kein einzelner Theaterabend unmittelbar etwas ändern. Was aber selbst ein einzelner Abend könnte, wäre die Vorahnung eines anderen Weltverhältnisses zu wecken. Und vielleicht eine deutlichere Ahnung der Dinge, die dem momentan im Wege stehen. Ich glaube, das kann auf vielen Wegen geschehen – mit komischen oder tragischen Mitteln, mit alten oder neuen Texten, mit großem technischen Aufwand oder mit ganz geringem. Man muss nur ans Theater und seine Mittel glauben. Was aber auch bedeutet, deren Grenzen zu kennen. Denn das Entscheidende passiert nicht im Theater, aber dort lässt es sich begreifen und erfühlen.

Jakob Hayner: Warum Theater. Krise und Erneuerung.
Matthes & Seitz, Berlin 2020. 172 Seiten, 15 Euro.

Robin Becker studiert im Master Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er hat letztes Jahr die Konferenz »Ästhetik nach Adorno« organisiert.

Wunsch ohne Wirklichkeit

Warum der kulturrevolutionäre Anspruch der Demokratischen Schule Summerhill heute wie ein Überbleibsel aus einer anderen Zeit wirkt. Von *Magnus Klaue*.

Als der Lehrer und Pädagoge Alexander Sutherland Neill in den frühen zwanziger Jahren begann, die Erziehungspraxis der *Neuen Schule Hellerau* unter die Lupe zu nehmen, die 1920 bei Dresden gegründet worden war und zu deren wichtigsten Geldgebern er zählte, stellte sich bei ihm rasch Ernüchterung ein. Neill war der reformpädagogischen Schule nicht nur als Mäzen, sondern auch als Mitarbeiter verbunden. Er leitete deren »Ausländer-Gruppe«, die den unterschiedlichen kulturellen Hintergrund der Schüler und den Anspruch internationaler Kooperation herausstellen sollte. Die der deutschen Jugend- und Wandervogelbewegung verbundenen Hellerauer Lehrer, deren Vorbild der mit Walter Benjamin bekannte Schulreformer Gustav Wyneken war, erschienen Neill jedoch eher als provinziell denn als kosmopolitisch. Sie trugen die Kleidung der Pfadfinder wie eine Uniform, predigten Vegetarismus und Schlammbäder, den Verzicht auf Tabak und Alkohol und verachteten Unterhaltungsmusik und Kino als kulturzersetzende Produkte der angloamerikanischen Zivilisation. Ihr spirituelles Geraune und ihre Humorlosigkeit gingen Neill, wie er in dem 1923 erschienenen autobiographischen Buch »Dominie Abroad« berichtete, enorm auf die Nerven. Dass viele Lehrer in Hellerau sich weigerten, ihre Schüler mit den Filmen Charlie Chaplins vertraut zu machen, weil diese keinerlei erzieherischen Wert hätten, überzeugte ihn vollends davon, dass zwischen der britischen und der deutschen Reformpädagogik Welten lagen. »Wir hatten andere Ideale«, schreibt er über die eigenen Mitstreiter in seinem Buch: »Wir waren gewöhnliche Menschen, die Bier tranken, rauchten und Foxtrott tanzten. Unsere Absicht war es, unser eigenes Leben zu leben, während wir den Kindern freistellten, auch ihr eigenes Leben zu leben.« Bei den deutschen Reformpädagogen dagegen erkannte er eine Begeisterung für kollektive Charakterformung, bündische Gemeinschaftsrituale und ein Ressentiment gegen »unmännliche« Weichheit, die mit seinem Begriff von Erziehung unvereinbar waren.

Die Schule Summerhill, die Neill nach einer weiteren gescheiterten Schulgründung in Österreich schließlich 1924 in dem kleinen Ort Lyme Regis an der Küste von Dorset ins Leben rief, war freilich den reformpädagogischen Schulen in Deutschland in vielem ähnlich; die Unterschiede lagen weniger in der pädagogischen Praxis als in deren Begründung. Auch in Summerhill galt für die Schüler Alkoholverbot, auch dort bildeten Erfahrungen in der freien Natur und handwerklicher Unterricht wichtige Bestandteile des Schulalltags. Und auch in Summerhill wurde darauf Wert gelegt, auf Ausdrucksformen kindlicher und jugendlicher Sexualität nicht restriktiv, sondern offen zu antworten. Doch die protestantisch grundierte Ethik, die die deutsche Reformpädagogik prägte, spielte in Neills Schule keine Rolle. Das Verbot von Alkohol wurde nicht mit der befreienden Wirkung von Enthaltsamkeit, sondern gesundheitspolitisch begründet und war Neill vor allem deshalb wichtig, weil er mit vielen Kindern aus sozial depravierten Familien zu tun hatte, in denen Alkoholismus zum Alltag gehörte. Am Umgang mit Sexualität war die Differenz zwischen Summerhill und der Reformpädagogik besonders offenkundig. Obwohl für Pädagogen aus dem Umfeld der deutschen Lebensreformbewegung die Entdeckung der kindlichen Sexualität durch die Freudsche Psychoanalyse ähnlich bedeutsam gewesen war wie für Neill, zielte der lebensreformerische Habitus mit seiner Ostentation der Harmlosigkeit von Nacktheit, mit seinem gemeinschaftlichen Nudismus und seiner verklärenden Naturverbundenheit eher darauf, Sexualität in der Erfahrung der Heranwachsenden zu neutralisieren und zu entqualifizieren. Neill hingegen störte sich an der freireligiös-spirituellen Überformung von Sexualität in den Schriften von Maria Montessori, Rudolf Steiner und anderen Reformpädagogen und stellte nicht einfach die Enttabuisierung von Nacktheit, sondern konkret der kindlichen Masturbation in den Mittelpunkt seiner Sexualerziehung.

Auch aufgrund eigener Erfahrungen mit dem rigiden Disziplinarsystem und den Körperstrafen seiner viktorianisch geprägten Kindheitsbiographie, nahm der 1883 geborene Neill die Notwendigkeit der Vermittlung zwischen den Triebansprüchen des Individuums und den Anforderungen der Gesellschaft in ihrer Widersprüchlichkeit schwerer als deutsche Reformpädagogen, die (mit der Ausnahme von Siegfried Bernfeld) eher eine naturgegebene Harmonie zwischen Individuum und Gemeinschaft unterstellten, welche durch den modernen Siegeszug von Rationalität, Abstraktion und Warentausch aus dem Gleichgewicht gebracht worden sei. Neill sah demgegenüber das Verhältnis zwischen den Individuen, ihren Triebimpulsen und den Erfordernissen der nicht nur modernen Gesellschaften – anknüpfend an die Arbeiten von Wilhelm Reich, mit dem er befreundet war – durch scharfe Antagonismen geprägt. Die kindliche Masturbation war für ihn, im Einklang mit Freuds Schriften zur Sexualtheorie, eine frühe und notwendige Form der Vermittlung zwischen den Sphären von Trieb, individueller Phantasie und sozialer Praxis, die den Kindern ermögliche, ihren eigenen Körper lustvoll als Objekt ihrer selbst wahrzunehmen und sich ihm nicht mehr blind ausgeliefert zu fühlen, sondern Kontrolle über ihn auszuüben, ohne die sich in ihm ausdrückenden Ansprüche zu verleugnen. Wie der primäre Narzissmus, so Neill, sei die Manipulation der Geschlechtsorgane bei der Masturbation eine notwendige Voraussetzung freier Objekterfahrung der künftigen Erwachsenen.

Im Namen religiöser und ethischer Gebote oder ökonomischer Zwänge den Kindern aufgezwungene Einschränkungen masturbatorischer Handlungen und verwandter Praktiken (Doktorspiele usw.) könnten hingegen, wie Neill im Anschluss an Freuds Schriften zur kindlichen Sexualität argumentierte, zu sexuellen Störungen bis hin zu Gewaltneigungen, Frauenverachtung, Hass auf Homosexualität oder Ressentiments gegen deviantes Verhalten führen. Zu solchen Restriktionen zählte Neill auch die spirituelle Überhöhung des Leibes zum »Lichtkleid«, wie sie in der deutschen Lebensreformbewegung gängig war. Durch die Skepsis gegenüber der Spiritualisierung des Leibes war auch der größte Unterschied begründet, der Summerhill von der deutschen Reformpädagogik abhob: Neills strikte Ablehnung charismatischer Autorität. Steiner, Montessori, aber auch Wyneken glichen sich bei allen Differenzen zwischen ihren Erziehungskonzepten darin, dass sie der als kalt, anonym und unmenschlich wahrgenommenen staatlichen Verwaltung die Authentizität des charismatischen Pädagogen entgegensetzten, in dessen Anteilnahme, Wärme und Patronage jene Ganzheitlichkeit verkörpert sei, die in der von Fragmentierung geprägten Moderne der Zerstörung preisgegeben werde. Diesem Kult der Ganzheitlichkeit stand in Neills Schulmodell die Überzeugung gegenüber, dass Kinder ganz wie erwachsene Menschen die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zu eigenständigem Urteilsvermögen und zur Einsicht in den Unterschied zwischen Wahr und Falsch, Gut und Böse mitbrächten und im Grunde die einzige Aufgabe der Lehrer darin bestehe, gute Bedingungen für die Entwicklung dieser Fähigkeiten zu sichern. An die Stelle der Verherrlichung des Charismas trat bei Neill die Sympathie für den Spleen, für die Idiosynkrasie, für individuelle Talente und auch Defizite, die er als Ermöglichung nicht von Gemeinschaft, sondern von freier Kollektivität ansah.



Bild: Axel Kühn

Hauptgebäude der von A. S. Neill begründeten Internatsschule Summerhill im englischen Leiston

Anders als die deutsche Reformpädagogik war Neills Schulmodell keineswegs institutionenfeindlich. Im Gegenteil haben sich wenige Schulreformer so ausführliche Gedanken darüber gemacht, welchen Ausdruck der Primat individueller Freiheit in den pädagogischen Institutionen finden sollte. Gerade weil er die Notwendigkeit von Erziehungsinstitutionen ernst nahm, grenzte sich Neill scharf gegen den Begriff der antiautoritären Erziehung ab, für den er von der Achtundsechziger-Bewegung in Anspruch genommen wurde, und sprach stattdessen von »selbstregulativen Lernen« und von der Erziehung zur »Selbstmächtigkeit«. Deren Grundlage sah er nicht einfach in der Freiwilligkeit (kein Unterricht, keine Freizeitbeschäftigung oder sonstige Tätigkeit sollte in Summerhill Pflicht sein), sondern in deren Überführung in selbstbestimmte Regelwerke, die von den Schülern und Lehrern kooperativ festgelegt, beschlossen und bei Bedarf verändert werden sollten. Mit dem heute gängigen Ideal des lebenslangen Lernens, mit der Verabschiedung des Frontalunterrichts und dem Rollenbild vom Lehrer als Erziehungscoach hatten die institutionssoziologischen Überlegungen Neills wenig zu tun. Statt schon im frühkindlichen Alter die Verschmelzung von Privatsphäre, Öffentlichkeit und Staat zu befördern, zielten sie darauf, den Heranwachsenden Techniken und Erfahrungen institutioneller Selbstorganisation zu vermitteln, die über bestehende staatlichen Erziehungsagenturen, zu denen als deren Komplement auch die Familie gehört, hinausweisen sollten.

Die bürgerlichen Prinzipien der Gewaltenteilung, der individuellen Freiheitsrechte, der Schutz des Einzelnen gegen die Mehrheit und die Geltungskraft in Freiheit beschlossener Regeln sollten in Summerhill auf gleichsam staatsferne Art erhalten und gegen die bürgerliche Gesellschaft verteidigt werden. Es gab in Lyme Regis von Anfang an als legislatives Organ die regelmäßig tagende Schulversammlung, die über Fortdauer und Veränderung der Formen des Zusammenlebens zu beschließen hatte. Ein Tribunal genanntes judikatives Gremium entschied über die Sanktionierung von Regelverstößen, wobei jegliche Körperstrafen, psychische Demütigungen und Formen der Mobjustiz ausgeschlossen waren (in Wahrheit beschränkten sich die vorgesehenen Strafmaßnahmen auf symbolische Akte wie den Küchendienst). Exekutive Funktionen wurden von Ombuds- und Aufsichtspersonen ausgeübt, deren Aufgabe Neill ähnlich wie die eines Schiedsrichters konzipierte, der bei Gruppenspielen über die Einhaltung des Fair Play zu wachen hat. Für die Lehrer von Summerhill galten all diese Regeln nicht minder als für die Schüler, dennoch sollte ihre Erziehungs- und Unterrichtsfunktion und damit ein notwendiges Moment von Sachautorität erhalten bleiben. Neill blieb sich stets bewusst, dass es zwischen erwachsenen Pädagogen und minderjährigen Schülern ein notwendiges Gefälle in puncto Wissen und Erfahrung gibt; nur sollte dieses Gefälle sich in Summerhill nicht eine gesellschaftliche Hierarchie übersetzen, sondern das Erwachsenwerden der noch nicht Erwachsenen befördern.

Über die Bedeutung der Familie und der Eltern dagegen sagt Neill in seinen Schriften erstaunlich wenig. Da Summerhill, darin den reformpädagogischen Schulen ähnlich, als ganztägiger Lebens- und Arbeitszusammenhang, im Grunde als eine libertäre Variante des Internats, konzipiert war, trat der in bürgerlichen Staaten notwendige Widerspruch zwischen der familiären Privatsphäre und der schulischen Öffentlichkeit für Neill in den Hintergrund. Tatsächliche scheint in Summerhill, wie sich Neills biographischen Schriften entnehmen lässt, das Verhältnis zwischen Lehrern, Eltern und Schülern bereits ganz ähnlich als Kooperation »auf Augenhöhe« angesehen worden zu sein, wie es in heutigen Schulen zur konformistischen Routine gehört. Die unspektakuläre Praxis, durch die sich Summerhill de facto nie stark von liberalen Internaten unterschied, dürfte dazu beigetragen haben, dass die Schule alle politischen Umbrüche bis heute überlebt hat. Bereits Ende der zwanziger Jahre siedelte sie aus Kapazitätsgründen nach Leiston in Suffolk über, während des Zweiten Weltkriegs wurde sie nach Wales verlegt, von wo aus sie Anfang der Fünfziger nach Leiston zurückkehrte. Dort existiert Summerhill bis heute und unterliegt wie schon immer seit seiner Gründung wegen seiner libertären Unterrichtspraxis zwar verstärkten Kontrollen durch staatliche Inspekteure, zeichnet sich gegenüber anderen britischen Internaten aber weder durch eine besonders kulturrevolutionäre Praxis noch durch einen Hang zur klandestinen Abschottung aus. Auch die Diskussionen über sexuelle Übergriffe auf Kinder, die sich an reformpädagogischen Einrichtungen wie der Odenwaldschule ereignet haben, betrafen Summerhill nicht, was wohl Neills Abneigung gegen den charismatischen Lehrertypus zu verdanken ist, die zur Gründungsgeschichte von Summerhill gehört.

Die harmlose Weise, in der Summerhill seit den sechziger Jahren in den pädagogischen Normalbetrieb integriert werden konnte, zeigt, dass Erziehung – anders als noch in der Achtundsechziger-Epoche von Anhängern wie Gegnern autoritätskritischer Pädagogik geglaubt wurde – im bürgerlichen Normalvollzug vielleicht ganz einfach keine Sphäre mit besonderem Revolutionspotential ist. In der erzieherischen Praxis erscheint Summerhill heute weit eher als eine Vorwegnahme von Tendenzen, die sich flächendeckend und konsensual durchgesetzt haben, ohne dass daraus für die Einzelnen ein revolutionärer Freiheitsgewinn zu verbuchen gewesen wäre. Neills Ideen, Phantasien und Träume einer besseren Schule, die dem Vertrauen auf das »Gute im Kind« verpflichtet wäre, haben hingegen keine Institution gefunden, die sie praktisch hätte werden lassen. Sie bleiben Glücksvorstellungen ohne Wirklichkeit.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und schreibt u.a. für die* Bahamas. *Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der Band* Die Antiquiertheit des Sexus.

Psychoedukation durch eskalierenden Dialog

»Porn Games« sind ein Nischenphänomen – obwohl sie doch Spiel mit Sexualität hybridisieren, und beide für sich genommen riesige Segmente der Unterhaltungsindustrie sind. *Felix Riedel* macht sich Gedanken darüber, warum das so ist, welche Bedürfnisse sie befriedigen und was das über die gesellschaftliche Triebstruktur aussagt, wobei er besonders psychoanalytische Überlegungen zum Sadomasochismus heranzieht.

Sexualität und Spiel werden in den frühesten Schriften nicht ohne Grund synonym verhandelt. Das ziellose, autoerotische Spiel des Kleinkindes mit dem eigenen Körper ist die Grundlage für die spätere Sexualität. Auch die experimentelle Suche nach Ersatzobjekten für erlittene Versagungen, insbesondere des Mutterleibes und der Mutterbrust, bleibt den Individuen erhalten.

Es ist daher logisch, dass Sexualität auch die Ebene des Computerspiels betrat. Kurios ist jedoch der *cultural lag*, der (außerhalb Japans) pornografische Spiele betrifft. Weder haben sie sich gesellschaftlich etabliert wie Partnerbörsen (Tinder, Okcupid, grindr, etc.) noch sind sie technologisch in ähnlicher Weise ausgereift wie ihre viel größeren Konkurrenten, die »konventionellen« Games. Das erstaunt insofern, als Games früh und notorisch exzessive Gewalt inkorporiert haben – bis hin zu ekelhaftesten Zombieslayern, aber Pornografie, die den Großteil des Internetverkehrs ausmacht, strikt meiden. Pornos wiederum sind akzeptiert, selbst BDSM wird in Bondage-Workshops an Universitäten gelehrt, und doch sind *Porn Games* von einer seltsamen, devianten Antiquiertheit geprägt und vom Investitionsrausch des großen Kapitals unerfasst geblieben. Sie wirken wie Karikaturen beider Elemente: Pornografie und Games.

Ökonomie und technologische Form

Porn Games hatten auf ihrem von Hybriden aus Literatur, Film und Bild geprägten Weg Vorläufer wie *Leisure-Suit-Larry* oder Cheatcodes für das Playstation-Spiel »Tombraider«, die Lara Croft nackt erscheinen ließen. Echte *porn games* scheiterten an Vermarktungshürden. Mit dem Web 2.0 entstanden kostenlose Flashgames, die auf vorhandene Genres (Puzzle, Point-and-Click, Shooter, Gambling) entweder japanischen Hentai mit simplen Animationen und Erzähltexten oder pornografische Fotos legten. Entworfen wurden sie von unabhängigen Kleinfirmen. Spielen war dabei Beiwerk der voyeuristischen Betätigung, nicht Zweck des Spiels. Die Titel sind wenig kryptisch: »Where is the Milk?«, »Hellbound Boobies«, »Meet and Fuck: Witch-hunt«.

Diese Hobbyproduktionen wurden auf Portalen wie *Newsground* und *Gamcore* gesammelt und in Charts hierarchisiert. In einer zweiten Welle sorgte diese Portalökonomie dafür, dass Spiele in Testversionen segmentiert und veröffentlicht wurden mit dem Ziel, in den Listen sichtbar zu bleiben und eine Finanzierung über die Crowdfunding-Plattform Patreon für die Fertigstellung zu erreichen. Diese Finanzierungsform hat jedoch nur marginale spieltechnische Innovationen oder Firmen hervorgebracht.[1] Werbung für angeblich hochwertige, kostenpflichtige Spiele ist weitgehend als Scam einzustufen. Eine neuere Erscheinung sind eine Flut von Sandbox-Spielen aus der Flashgame-Retorte mit 2D-Draufsichtkarten und schematisierten Spielfiguren im Legends-of-Zelda-Stil, die nur an bestimmten Spielabschnitten etwas aufwändiger grafisch ausgestaltete separate Instanzen und Sequenzen betreten. Insgesamt blieb der technische Status quo so stabil, dass sogenannte »Meet-and-Fuck-Games« wie »Lavindor Kingdom« von 2009 weiter in den Charts bleiben.

Into the Forest Ch1

Spielinhalte

Frühe Spiele waren technisch meist »nipple-clicker«, also durch das Finden und Anklicken »erogener Zonen« auf einer minimal animierten Aufsicht eines weiblichen Torsos und einer Füllstandanzeige, einem »Lust-Thermometer« geprägt. Falsche Reihenfolgen werden mit dem Absacken des Füllstandes und empörten Unlustbekundungen (»I don't like this!«, »No!«) beantwortet, dem Spielverlauf förderliches Vorgehen mit dem Freischalten weiterer Sequenzen bis zum stets gleichen Finale des Cumshots belohnt. Hände, Spielzeug und Penis erscheinen als Prothesen. Diese Puppenspielform der Sexualität ahmt die rituelle Eskalation sexueller Verführung nach und hat interessanterweise viel häufiger zivilisatorische Regulierungen des Triebes zur Grundlage als dessen sadistische Freisetzung. In der weiteren Entwicklung wurde die Interaktion psychologisch ausgefeilter, die Charaktere komplexer ausgestaltet, und die Animationen oder Grafiken professioneller. Aus den »nipple-clickers« wurden dadurch allerdings wieder »text-clickers«, die sich tendenziell an gebildete, lesewillige Konsument*innen richten.

Die Mehrheit der Spiele sind effektiv Psychoedukation des als unbeholfen oder ungeschickt vorgeführten männlichen Subjektes. Dieses soll in aller Regel weibliche Charaktere durch korrektes Durchführen eines eskalierenden Dialoges über mehrere Begegnungen hinweg verführen oder sich als weiblicher Charakter seriell verführen lassen. Charakteristisch für einen großen Teil dieser Spiele ist die Fokussierung auf Konsum und Selbstoptimierung: Der Nerd und Schwächling, wahlweise auch der schüchterne Heros macht sich durch höfliche Zurückhaltung, vor allem aber durch Steigerung seines »Swags« beliebt. Der daily grind der Angestelltenkultur wird mit Aufstieg, schicken Anzügen, Nobelrestaurants und letztlich Sex mit der Chefin oder Kollegin belohnt. Nicht wenige Spiele nehmen ausführlich weibliche Positionen ein, stellen sexuelle Belästigung bis hin zur Vergewaltigung kritisch und in traumatischer Konsequenz dar und thematisieren oder karikieren Diskriminierungen im Alltag von Frauen – allerdings in aller Regel unter dem Primat, männliche Schaulust an diesen Akten zu befriedigen. Die Inhalte reproduzieren Stereotypen weiblicher und männlicher Psychodramen und Charakterzüge, die allerdings nicht selten auch im Sinne einer emanzipierten, dominanten und über den eigenen Körper bestimmenden Weiblichkeit in Szene gesetzt werden. Slutshaming kommt in einigen Spielen vor allem durch feindliche NPC (Non-Player-Character) vor. Das übergreifend beworbene weibliche Ideal ist das von freizügiger, promisker, bisexueller und vor allem selbstbewusster und selbstbestimmter Libertinage, der sich Männer in ihrem Verhalten zwingend anpassen müssen. Explizit an reaktionären Konservativismus appellierende Spiele mit homophober Aussage oder Monogamie als Spielziel sind selten. Am untersten Rand einer erwartbar großen Skala befinden sich meist extrem misogyne »Bordell-Manager« und »Rape-Games«.

Interessant sind die seltenen Ausnahmen und Stilbrüche. Ein Beispiel dafür ist »Into the Forest«,[2] das von antifeudalen Parolen durchzogen ist. Der Protagonist läutet das Spiel mit den Worten ein: »Vor ein paar Jahren wurden Dutzende von dekadenten Aristokraten von einer siegreichen Freiheitsbewegung guillotiniert und ich war Teil dieser Bewegung. Ich habe niemanden geköpft, aber ich war froh, dass es passiert ist.« Die zentrale Frage, ob politischer Mord ein Mittel der Revolution werden darf, wird dadurch beantwortet, dass diese Morde notwendig sein können, aber die Revolutionäre zu korrumpieren drohen.

Ein weiteres Ausnahmespiel ist »Slave-Maker« mit einer über zahlreiche Charaktere ausgearbeiteten Philosophie der Befreiung von Zwängen durch Unterwerfung, durch die Sklaverei hindurch. Der an Lebenssimulationen wie »Princess Maker« ironisch angelehnte Inhalt zelebriert Amoralismus und Psychomanipulation von Menschen aller Geschlechter und Fabelwesen in die konsensuale, freiwillige sexuelle Sklaverei bei gleichzeitiger Optimierung ihres Marktwertes durch tägliche »Ausbildung«. Wie in anderen Libertinage-Games wird die manipulative Auslöschung des gesellschaftlich induzierten Schamgefühls von Frauen als Befreiung verkauft, und nicht als Identifikation mit demselben Aggressor erkannt, der im einen Fall versklavt, im anderen als »Dom« von Hemmungen »befreit«. Die in der »Dialektik der Aufklärung« an de Sade beschriebene Einheit von Sportifizierung, Liberalität und Sadomasochismus ist hier in Reinstform vorgeführt, bleibt aber so deutlich in der Karikatur, dass eine Ansteckung schwer denkbar erscheint. Das sehr leseintensive und romanhaft ausgestaltete Spiel enthält eine der japanischen Eroge angelehnte sexualliberale Integration von Homosexualität, Hermaphrodismus und Intersexualität als wählbare Option für Spielende und NPC, Sodomie mit Fabel- und insbesondere Tentakelwesen.



Sadomasochismus

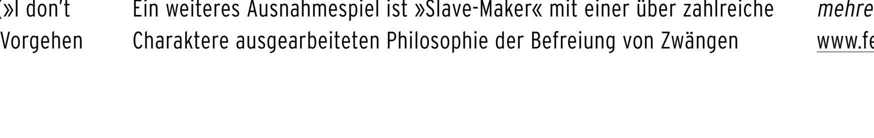
Porn-Games treten nicht an die Stelle extrem fetischistischer Filme, sondern suchen ihr Publikum eher im Bereich der gesellschaftlich akzeptierten Sexualpraktiken, die dann allerdings in Form und Frequenz manieristisch übersteigert werden. Ein grundsätzlicher Irrtum über fetischistische Sexualität wäre, das Begehren von Fetischen schon als fetischistisch zu verstehen. Lederhosen, Stöckelschuhe oder Nylonstrumpfhosen sind Fetische, ihr Genuss ist aber nur dann als fetischistisch zu bezeichnen, wenn eine Fixierung aus den Fetischen das bevorzugte oder einzige Sexualziel macht. Die Erregung über sadomasochistische Fetische wie Bondage oder Flagellation ist nicht schon der Sadomasochismus als Fetischismus und die verbreiteten aktiven und passiven Vergewaltigungsphantasien von Frauen und Männern sind nicht der echte Wille zur Vergewaltigung. Das verbreitete Missverständnis darüber hat vermutlich mit dazu beigetragen, *porn games* in einer technologischen Enklave zu halten. Weil die Spielebene eine Linderung der Schamangst anbietet, die für die sadomasochistische Beziehung eine wesentliche Rolle spielt, gerät sie selbst in den Verdacht, dem Sadismus zuzuspielen. Durch Manipulation, Fesselung und Fixierung vergeht die Angst des Sadisten vor Kränkung und Wertverlust. Der niedrige Wert des Objekts hebt den eigenen Wert, dessen minimierte Kraft stellt keine Gefahr mehr für den Phallus dar. Durch diese Abhängigkeit vom Objekt entsteht aber die Ambivalenz der sadomasochistischen Beziehung, in der die masochistische Perspektive die mächtigere, manipulativere werden kann. Gerade in patriarchaler Kultur blüht die masochistische Aufopferung des Mannes für die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse »schöner« Frauen bis hin zur vollständigen Aufgabe sexueller Freiheit, (Monogamie) Freizeit (Arbeit, Kinder) und Leben (Krieg). Porn Games illustrieren dieses Verhältnis, gestalten es aus, reproduzieren bestehende Bandbreiten der Reflexion über Sexualität und insbesondere Sadomasochismus, gehen aber weder im Positiven noch im Negativen über bestehende Formen der Pornografie hinaus.

---

[1] Eine Diskussion des Phänomens findet sich unter *https://www.reddit.com/r/Games/comments/5kxuqg/thoughts_on_the_current_porn_game_scene_nsfw/*

[2] *http://gamcore.com/games/into_the_forest_ch_1*

Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten. www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net



Vorzeitiges Debüt

Paulette Gensler über Marion Messinas Roman »Fehlstart«, der seinem Namen durchaus gerecht wird.

Marion Messinas Romandebüt »Faux départ« erschien schon 2017 in Frankreich, und fand nun Anfang 2020 als »Fehlstart« seinen Weg in die deutschsprachigen Buchläden. Der Roman folgt der in Grenoble bzw. Fontaine geborenen und aufgewachsenen Aurélie. Diese entstammt – platt gesprochen – der Unterschicht, dabei aber nicht, wie angemerkt wurde, aus »kleinbürgerlichen Verhältnissen«, sondern einem zumindest von väterlicher Seite proletarischem Milieu. Der Roman umfasst zwei Jahre aus dem jungen Leben der anfangs 18-jährigen, gen Ende 20-jährigen Protagonistin und demnach nur den Beginn des, laut Erzählerin, versprochenen »goldenen Zeitalters des Durchschnittswest-europäers«; nämlich »die Jahre 18–25«. Jene beiden Jahre aber genügen der Protagonistin vollauf, um jegliche bis dato erworbenen und bewahrten Hoffnungen durch die jeweils erste Berührung mit der Realität zerplatzen zu lassen. »Verlorene Illusionen« lautete der durchaus treffende Titel der Besprechung in der Jungle World, und tatsächlich folgt das Debüt dem Muster des balzacschen Romans, wenn auch unter deutlich anderen Vorzeichen. Da die Protagonistin aufgrund jener Illusionen lieber Rechtsgeschichte oder -kritik als Recht studiert hätte, kann auch ein Umzug nach Paris nicht verhindern, dass die Abwärtsspirale ihren Lauf nimmt und sich beschleunigt.

Die meisten Besprechungen scheinen sich vorrangig mit der Frage zu beschäftigen, ob Messina denn nun wirklich die »Erbin Houellebecqs« sei oder eher nicht. Gegen Vergleiche ist wahrlich nichts einzuwenden, steht ein solcher aber vor jeder Überlegung, anstatt aus innerer Notwendigkeit zu ihm zu gelangen, ist dies schon als vernichtendes Urteil zu betrachten, insofern man dem betrachteten Werk kaum einen Eigenwert zugesteht. Um es kurz und schmerzlos zu machen: Messinas Debüt ist kein gutes Buch – teilweise ist es derart schwach, dass man sich fragt, wieso man überhaupt eine Besprechung verfassen sollte, da die Defizite zu offensichtlich sind, als dass man noch auf sie hinweisen müsste. Letztlich ist der Titel des Romans ein sehr passender Titel für dessen Besprechung; dass der Roman auch noch im Verlag »Le Dilettante« erschien, der sich aktiv dem namengebenden Laientum verschrieb, ist dann noch ein Extra-Schmankerl. Die Übersetzung trifft nicht an allen Punkten, ist aber nur bedingt verantwortlich für den Unmut beim Lesen. Vielmehr hat man den Eindruck, als sei niemals ein Lektor mit dem Originalmanuskript in Berührung gekommen. Ein solcher hätte zumindest die elendige Kursivsetzung streichen müssen, welche Klischees hervorheben soll, sie aber aus der Erzählung reißt, statt sie auch nur im Ansatz zu entfalten. Schon allein dieses nur mit Phantasie »stilistisch« zu nennende Mittel genügt vollauf, das Lesen zur Qual werden zu lassen und das Werk seiner stärksten Wirkungen zu berauben.

Der zentrale Schwachpunkt des Werkes hingegen ist die Identität von Autorin und Erzählerin sowie Erzählerin und Protagonistin, gegen die an sich natürlich nichts einzuwenden ist. Problematisch wird es hier, da die Autorin Dialoge nicht im Geringsten beherrscht. Besonders charakteristisch dafür ist das vierseitige »Gespräch« gen Ende des Romans, in dessen Zuge die eine Seite das folgende von sich gibt: »Ja, das habe ich begriffen. Sorg dich nicht um mich. […] Das wird schon Franck. Du findest bestimmt jemanden.« Nahezu jeder »Dialog« im Werk ist unverkennbar nur ein fragmentierter bzw. externalisierter Monolog der Protagonistin und, darüber vermittelt, der Autorin. Ziemlich offenkundig jedoch ist es in erster Linie mangelnder Mut, aufgrund dessen sie Dialoge, für die sie kein Gespür hat, dringend benötigt. Besonders zutage tritt die narrative Scheu der Autorin, wenn die Erzählerin im gereihten Konjunktiv des »sie würde (….), würde (….), würde (…) ….« über den unter unveränderten Umständen anstehenden Lebenslauf der Protagonistin berichtet, um genau im Mittelteil dieser Reihung das Fazit zu formulieren: »sie würde rechts wählen«. Die Protagonistin aber soll (noch) nicht rechts sein, weil die Autorin nicht als rechts gelten will. Es ist jene mangelnde Distanz, in deren Zuge auch die Political Correctness, gegen die der Roman oberflächig angeht, sich hinterrücks als Sprechortkitsch einschleicht. Die Autorin braucht die »ungefähr dreißigjährige madagassische Tamilin«, um ihr das Urteil über die Widerwärtigkeiten des Clansystems in Form des »Bei uns« in den Mund zu legen, das unverkennbar der Trinität aus Autorin, Erzählerin und Protagonistin zugehörig ist, aber von dieser fast schon ostentativ ferngehalten werden muss. Dieselbe Funktion erfüllt der Kolumbianer Alejandro, dessen Beziehung zur Protagonistin (große Liebe) den Roman klammert und über dessen Denken die Erzählerin verkündet: »die mitleidigen Blicke der Europäer, die ihre eigenen Obdachlosen krepieren ließen, waren ihm (…) unerträglich.« Er ist es dann auch, den die Autorin gegen Ende des Werkes die Kritik am Multikulturalismus verkünden lässt.

Und doch, also all diesem Genörgel zum Trotz, versteckt sich im Mittelteil des Werkes eine Autorin, die wirklich schreiben kann. Zu Tage kommt sie ungefähr an jener Stelle, an der die Protagonistin in Paris anlangt und ihren Alejandro zumindest für einen Moment hinter sich gelassen hat. Wie unabsichtlich findet Messina für einen Moment ihren Ton, der sich schon in einigen Passagen des Beginns abzeichnete. Aurélie, die ihr Jurastudium nur mehr als Rechtfertigung des Verbleibs in Paris betrachtet, arbeitet mittlerweile als Empfangshostess in verschiedenen Unternehmen und Behörden:

»Ihre Arbeit bestand darin, zu lächeln, und zu hoffen, dass jemand sie bat, ein Taxi zu reservieren; die Nummer war im Telefon eingespeichert. Die heuchlerischste ihrer neuen beruflichen Verpflichtungen bestand darin, immer einen beschäftigten Eindruck zu machen. Die Hostessen hatten keine Aufgaben, aber die Kunden sahen nicht gern, dass jemand fürs Nichtstun bezahlt wurde. Sie mussten also auf den Computer ohne Internetverbindung starren und mit konzentriertem Gesicht endlos Solitär spielen, den Ordner öffnen und tun, als suchten sie ein Dokument, die Zeitansage anrufen, um am Telefon gesehen zu werden. In der Anzeige des Jobcenters, auf die Aurélie geantwortet hatte, stand, dass kein Bildungsabschluss unter Abitur akzeptiert werde.«

Besser könnte man die immer prekärer werdende Subsumierung unter die Repräsentations- oder eher Befriedungskosten des Kapitals kaum beschreiben, die von einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme nicht zu unterscheiden ist, und wo der Begriff der Ausbeutung jeden Sinn verliert, da diese – in Ermangelung irgendeines produzierten oder zumindest bewahrten (Mehr-)Wertes – immer sowohl 0% als auch 100% beträgt. Kurz nach dem oben zitierten heißt es plötzlich über gewisse Personen im Unternehmen: »die Energie ihrer Schritte offenbarte, dass sie wichtige Dinge zu tun hatten«, während der personalisierte Gegensatz – ihre Eltern, Freunde und eigentlich ganz Grenoble – »keine Entscheidungen« zu treffen hatten. In solchen Momenten nimmt die Autorin die Entfaltung der allgemeinen Überflüssigkeit und Nutzlosigkeit wieder zurück, die sie an anderen Stellen des Romans so geschickt entfaltet, wenn beispielsweise die Protagonistin ihr Stipendium nur »zum Dank dafür, dass sie Verwaltungsangestellte und Juradozenten leben ließ«, erhält, oder aber explizit von »Posten« erzählt wird, »die extra geschaffen waren, um […] die Illusion eines sozialen Aufstiegs zu verschaffen«, während die darauf Platzierten »für das Wohlergehen ihres Unternehmens absolut verzichtbar« sind. Irgendwo zwischen diesen durch den Roman verstreuten Schnipseln entsteht fast ein stimmiges Bild des generellen Herumgeschobenwerdens bzw. Sichversteckens vor der Überflüssigkeit, das aber zu mosaikhaft bleibt, und letztlich einen ordentlichen Drall zugunsten Elitenkritik aufweist, die in Frankreich natürlich, das sei zugestanden, noch einmal eine andere Grundlage hat, die sich bis ins Bildungssystem zieht. Man darf bezüglich dieses Gehalts pedantischer sein, zumal die Autorin sich im Interview als Quasi-Avantgardistin »einer neuen, geradezu *proletarischen Literatur*,« betrachtet, »die nun zu einer Strömung wird. Auch die *Helden aus Houellebecqs Romanen* sehen keinen Sinn mehr, aber sie sind zehn bis zwanzig Jahre älter als wir, *gehören noch zum Bürgertum, kommen ganz gut über die Runden und langweilen sich einfach. Bei mir geht es um Menschen, die sinnfreie Jobs machen, die sich erniedrigt fühlen, müde und ausgebrannt.«* Derart verschwimmt ihr die reell-existente Differenz im Einkommen, und das heißt, die relativ größere Entscheidungsfreiheit im Konsum, zu einer Differenz in der Sinnhaftigkeit bzw. -losigkeit der jeweiligen Tätigkeiten oder gar wirklich Entscheidungsfreiheit in diesen. Insbesondere die Unbestimmtheit dessen, was man bürgerlich, proletarisch und kleinbürgerlich zu nennen hätte, führt dazu, dass sie nicht erkennt, dass sie sich mit Houellebecq die Mittelklasse teilt.

Die Abwehr jener Erkenntnis verbirgt sich in den Ausführungen über den vermeintlich trennenden Hosenanzug: »Sie *fühlte sich* mit allen Straßenkehrern, Schweißern, Gebäudereinigern, Toilettenfrauen, Busfahrern und Verteilern von Gratiszeitschriften *verbunden* […]. Ihr Hosenanzug schuf eine Distanz, sie hätte ihnen nur schwierlich erklären können, dass viele, die so herausgeputzt waren, auch nur Mindestlohn bekamen […].« (m.H.)

Schön verrät sich hier, dass die Amalgamierung des Bezugs des Mindestlohns mit der – völlig unkritisch übernommenen – Aura des Proletarischen tatsächlich primär über das »Gefühl der Verbundenheit«, und nicht mehr, zustande kommt. Der Erfolg des Romans dürfte zu einem erheblichen Teil darauf beruhen, dass er die Sehnsucht einer Generation oder mittlerweile besser dieser Generationen ausdrückt, die nahezu ausschließlich aus Angestellten bestehen, deren einziger Bezugspunkt des Protests jedoch die Arbeiterbewegung ist. In diesem Sinne ist es kaum verwunderlich, dass die Erzählerin von dem gerade Zitierten über die Formulierung »die *Arbeiter und ihresgleichen*« (»les ouvriers et assimilés«), zu jenem Satz gelangt: »Wie ihr Vater in der Fabrik war sie eine gute Angestellte …«; ein Satz also, in dem der Vater, der Fabrikarbeiter, zum Angestellten gemodelt wird, damit die Empfangs-Hostess nicht bemerkt, dass sie in deutlichster Weise eine Nachfahrin der *dienenden* Klasse darstellt, die heutzutage aus ihrem direkt dienenden Verhältnis gerissen und generalisiert ist. In jener Bewusstlosigkeit wäre der Roman durchaus als Gelbwesten-Roman zu bezeichnen, was aber auch heißt, dass er bewusstlos ein Roman über die tendenzielle Bewusstlosigkeit eben jener Bewegung ist; deren Wahrheit wiederum darin besteht, dass sie in Verhältnissen zustande kommt, an denen nichts mehr wirklich zu verstehen ist.

Ohne die Autorin, die das Werk schließlich selbst produziert hat, völlig aus der Schusslinie zu nehmen, ließe sich doch anmerken: Eben jene Autorin nicht gegen ihre eigenen Entgleisungen, ihre im schlechten Sinne Collage aus experimentellen Einfällen und Urteilsfetzen, gestärkt zu haben, und stattdessen das höchstens halbgare Produkt auf den Markt geworfen zu haben, ist vor allem Verdienst des Lektorats eines Verlages, der seinen Namen allzu wörtlich nahm, und darauf verzichtete, das Werk beispielsweise einer Schärfung der Erzähltechnik und narrativen Stimmigkeit zu unterwerfen. Es wäre vermutlich auch dann ein Roman geworden, der an gewissen Debüt-Krankheiten gelitten hätte, die auch Houellebecqs »Ausweitung der Kampfzone« drastisch von seinem restlichen Werk abhebt. Dass die Autorin nun fast alles Lesenswerte durch Ungeschicklichkeiten wieder einreißt, heißt jedoch im Gegensatz zu den zahllosen Neuautoren ohne jegliches Talent, die schlicht und ergreifend gar nicht schreiben können, dass sie erst einmal Sätze hervorbrachte, die sich überhaupt ruinieren lassen, wie man an dem folgenden Satz vielleicht sehen kann: »Nach den zwei Stunden dieser ersten Vorlesung hatte sich Aurélie wie ein frisch defloriertes Mädchen gefühlt, sie konnte es nicht fassen, dass etwas so lange Erträumtes so fade, unnütz und endlos sein konnte«, den der völlig unnötige Folgesatz sogleich zunichtemacht: »Die Frustration ließ ihren Unterleib schmerzen.«

Der fragwürdige Erfolg ihres Debüts dürfte ihr zumindest eine zweite Chance einräumen. Man darf gespannt sein, ob sie sie zu nutzen wissen wird. Im Falle von »Fehlstart« jedoch zahlt man für einen Roman, an dem man leider höchstens das Potenzial, das in ihm versteckt ist, genießen kann; und das heißt, dass man dafür zahlt, dass man das Werk gedanklich nachlektoriert. »Fehlstart« ist letztlich vor allem ein Fehlkauf.

Marion Messina: Fehlstart.
Aus dem Französischen von Claudia Steinitz
Hanser Verlag, München 2020
166 Seiten, 18 Euro

Paulette Gensler lebt und schreibt in Berlin.

Dunkel ist die heurige Währung

OrtnerSchinko haben den neuen Gibling gestaltet, der am 15. Juni erscheint. Ein STWST-Interview zu Schwarzdesign und Geld.

Der Gibling 2020 von OrtnerSchinko pflegt einen gewissen Reduktionismus. Wieviel ohnehin bestehendes künstlerisches Statement ist das innerhalb eurer Arbeit – und wieviel aktueller Kommentar zum Geld und seinen Entwicklungen?

Die reduzierte Darstellung ist allgemein etwas, was uns sehr interessiert. Wir stellten uns auch die Frage nach der Erwartungshaltung von Seiten der Stadtwerkstatt, uns als Büro für Gestaltung einzuladen. Wir finden, dass vor allem in unseren künstlerischen Arbeiten die Simplifizierung von Dingen eine enorme Rolle spielt, zudem möchten wir exakt bei diesen nichtkommerziellen Projekten uns nicht als (rein) grafische Gestalter positionieren, sondern vielmehr mit Material und gegebenen Umständen an sich arbeiten. Erinnert man sich an den »Best Copyshop«, welchen wir gemeinsam mit der »Healthy Boy Band« im La Panacee, Montpellier Contemporary Museum, umgesetzt haben, zeigt dies eigentlich ganz gut einen ähnlichen Ansatz unserer Arbeit. Dort haben wir das Ziel verfolgt, absolut nichts selbst zu gestalten, sondern wirklich alles zu kopieren, um dem ganzen nicht unseren Stil als Grafiker*innen aufzudrücken, obwohl dieser Effekt vielleicht oft schwerer zu verbergen ist, als man denkt. Warum wir das erwähnen: Wir handhaben das beim Gibling ähnlich. Wir arbeiten im Endeffekt nur mit der Trägerfläche und der geringsten Information, ohne jegliche gestalterischen Elemente. Im Endeffekt ist ja ein Geldschein eine endlos reproduzierbare Kopie auf Papier; dies ist in Zeiten wie diesen wohl auch schon zur Masse durchgedrungen. Zudem soll, so der Grundgedanke, Geld nie als schmutzig wahrgenommen werden, obwohl wir, sogar noch abgesehen von einem Stück Papier, welches hunderttausendfach weitergereicht wird, von einem mehr als dreckigem System sprechen. Die Reduktion konstruierter Normen, in unserem Fall auf eine schwarze Fläche, beschreibt für uns somit den symbolischen Tod des Geldes, welcher die Simulation, wie Geld auszusehen hat, bricht – und genau dadurch öffnet sich ein neuer Blickwinkel. Geld steuert ja auf ähnliche visuelle Formen zu, somit auf eine Referenzlosigkeit, also eine Kopie ohne Original, welches Geld als fiktiven, nicht greifbaren Wert darstellt.



Fühl den dunklen Wert der Währung: der neue Gibling von OrtnerSchinko

Der Gibling ist nun in seiner 9. Auflage – und ihr seid quasi in diesem Line-up der Gibling-Artists diejenigen, die am dezidiertesten in den Bereich der Grafik fallen. Dass etwa bisher auch bildende Künstler den Gibling gestalteten, bezog sich auf eine Tradition, die man vom so genannten Schwundgeld der 1920er-Jahre kannte. Hingegen hat jeder reguläre staatliche Cash der Welt mit Grafik-Kunst zu tun. Könnt ihr hier ein paar Linien benennen, mit denen ihr euch im Zusammenhang mit der Gestaltung, bzw der Beziehung von Geld und der Optik von Geld, auseinandergesetzt habt? Und ich bezieh mich außerdem auf ein Beispiel, das du, Wolfgang, schon gebracht hast – und damit auch auf Paradoxa und Konflikte, die es hier etwa mit der Schweizer Bank als Auftraggeber eines Wettbewerbs gegeben hat?

Heutzutage wird ja vom klassische Beruf eines/einer Grafiker*in erwartet: Nette, kommerzielle Konzepte zu liefern und Dinge zu behübschen. So hart das klingen mag. Uns wird auch vorgeworfen, warum wir »auch« künstlerisch arbeiten und welches Recht wir uns hierfür rausnehmen würden, da wir ja »nur« Gestalter*innen seien. Wir sehen uns im Endeffekt auch als angewandte Gestalter*innen; aber absolut nicht im Sinne von Werbung zu produzieren und nur bis zu einem gewissen Punkt arbeiten zu dürfen. Sieht man sich jedoch geschichtlich an, woraus der Begriff Grafik Design entstanden ist, gibt es hier ganz andere Bezüge.
Wie wir Geld und dessen Optik wahrnehmen, das nostalgisch verklärte Bild eines Objektes mit einem fiktiven geschichtlichen Bezug, ist immer ein Produkt unserer Kultur und Gesellschaft. Durch das Geprägt-Sein von Wirtschaftsstrukturen, Kapitalismus, nähert sich die visuelle Form immer einer ähnlichen Gestalt an und wird dadurch eine Kopie von bekannter Information. Der einzige Weg, diese Entwicklung sichtbar zu machen und zu brechen, ist ein künstlerischer Akt, ein Akt der Zerstörung, welcher die Ablehnung von bestehenden, festgefahrenen Systemen ist.
Auf das von dir angesprochene Beispiel dazu: Die Schweizer Nationalbank hat 2005 Schweizer Gestalter*innen zu einem Wettbewerb für neue Schweizer Banknoten geladen. Den ersten Platz belegte Manuel Krebs vom Zürcher Büro Norm, mit einem grandiosen Radikal-Akt, welchen vermutlich niemand erwartet hätte, und er belegte damit mehr als Zurecht den ersten Platz. Die Banknoten zierten Totenschädel, Embryos, Zellen, Planeten, etc. Dann entschied und argumentierte die Nationalbank -abseits von der Fachjury- damit, dass der zweitplatzierte Entwurf hinsichtlich der sicherheitstechnischen Anforderungen besser umsetzbar wäre. Dies war natürlich kompletter Schwachsinn und wurde von der Fachjury heftigst kritisiert.

Die STWST hat den neuen Gibling bereits angekündigt als: »Eine dunkle Communitywährung in Zeiten der Digitalisierung der Geldflüsse – klingt nach Schwarzgeld, Goldrush und Weltwirtschaftskrise in einem.« Also, wir haben in diesem Wording an eine permanent vorhandene Finanzkrise im kapitalistischen Turbomodus gedacht, an Kryptowährungen als heißen oder mittlerweile wieder kalten Scheiß (who knows?) und an einen durch die Corona-Krise ausgelösten zusätzlichen Boost an Digitalisierung, auch in den kleinen Geldflüssen. Und jetzt dieses »Schwarzgeld« auf dem guten alten Medium Papier, während der Corona-Krise, wo wir uns voneinander fernhalten sollen und die berührten Dinge desinfizieren: Der Gibling ist als Papier-Communitywährung nun auch zum »Kontaktgeld« geworden. Wie findet ihr das?

Dunkel ist die heurige Währungsgestaltung des Giblings definitiv. Und bezieht sich auch ohne Wertung auf fast alle oben genannten Begrifflichkeiten, angefangen vom schwerer kontrollierbaren Fluss von Bargeld, welches seine Dienste – oft überreicht in schwarzen Koffern oder dunklen Sportaschen – erweist, bis hin zu den Tiefen des Darknets und Kryptowährungen mit all ihren Positiv- und Negativeffekten.
Unser Geld als Objekt wird somit wertlos und ein Zeichen ohne Inhalt, bzw. es entschwindet unserem Alltag und gebiert ein neues Monster des Kapitalismus. Somit ist die Umsetzung einer Communitywährung in physischer Form der einzige Weg, einen gegenwärtigen Trend aufzuzeigen und gegenzusteuern, der Kontrolle einer unsichtbaren Hand zu entgehen. In Zeiten des kontaktlosen Zahlens (wo fraglich ist, ob auf einem Geldschein mehr Viren sind als auf einem Bankomatgerät mit Pad zum Eingeben des Codes) ist eine Communitywährung zudem wichtig, um den zwischenmenschlichen Kontakt zu fördern; Gutscheine, welche oft auf Basis der Lust und Beteiligung am Geschehen eingelöst werden.

Eine Frage zu Papier, als Trägermedium des Giblings: Papier als Gestaltungsmedium hat für eure Arbeit, nehme ich an, sicher große Bedeutung, von Funktionalität und Haptik bis zu einer gewissen Sinnlichkeit. Für mich hat Papier ja auch was Anarchistisches, weil ich eben nicht genau weiß, welche Wege Papier macht. Ich weiß etwa nicht, wo Geldscheine genau unterwegs sind, bevor sie da und dort zb als Kontosummen auftauchen – sie entziehen sich der Verfolgung per Big Data. Aber auch Papier im Rahmen von Print-Zeitungsproduktion: Auf Papier gedruckte Inhalte entziehen sich der genauen Verfolgung durch Click-Raten und statistischen Auswertungen, wer wann was wie lange gelesen hat, ... was ja auch teilweise kontraproduktiven Umgang mit den so genannten Aufmerksamkeitsökonomien bewirkt hat etc. Ihr wisst, was ich beschreibe. Wie steht ihr dazu – sinnlich und politisch gefragt. Immerhin könnte man es als gewissen subversiven Akt beschreiben, Flächen fast ausschließlich schwarz zu färben.

Was war, was ist, was bleibt. Betrachtet man geschichtlich die Frage, wie Information verteilt wurde, dann sieht es so aus, dass, sich rein auf Papier zu beschränken, zu wenig ist. Denn der Kern der Sache ist und bleibt der Inhalt, wie die sinnliche Wahrnehmung von Statten geht und welche Form diese hat. Die Materialität ist erst in zweiter Ebene zu bewerten. Welche Kraft kann Papier ohne Inhalt haben? An dieser Grenze haben wir hier gearbeitet. Im Endeffekt zeigen wir, zumindest aus der Fernwirkung, ein Blatt Papier ohne jeglichen Inhalt. Die Blindprägung als Effekt, wie wir ihn von Kredit und Bankomatkarten kennen, abgeleitet von digitalen Buchungszeilen, bilden hier nur die Symbiose von Inhalt und Trägermaterial. Und natürlich auch: Wie können wir mit so einem kleinen Format größtmögliche Wirkung erzeugen.
Die Frage ist auch immer, was passiert, wenn Geld nur mehr aus Buchungssätzen oder Codes besteht, deren Gestaltung nicht mehr existent ist und keine weitere Werte-Ebene zulässt. Man hat bei Bargeld immer noch die Hoffnung drauf, dass Geld tatsächlich existiert. Das erklärt auch, wie wichtig diese physischen Behebungen sind, viele haben in der Krise ganze Konten abgehoben aus Angst, das Geld könnte nicht mehr da sein oder entwertet werden. Bargeld als physisches Objekt stützt hier natürlich den Wert – das ist emotional ein bisschen so wie ein Spotify-Account im Gegensatz zu einer Vinyl-Sammlung. Viele halten noch fest an diesen Scheinen, und wir denken, es hat auch noch mehr Wert für uns, da wir glauben, in jeder von uns getätigten Bewegung, nicht verfolgt werden zu können.

Einer meiner liebsten Witze, bzw eigentlich mein einziger: Treffen sich zwei Banker und reden über Kunst. Treffen sich zwei Künstler und reden über Geld ... Ich hab ihn aus einem Theoriebuch über Kunst und Geld. Gut?

Der ist super, vor allem sehen wir das gar nicht so stark als Witz, sondern darin spiegelt sich in unserem Umfeld die Realität recht stark!
Unserer:
Geht ein Banker in die Kapu ...
(grade erfunden)

Interview von OrtnerSchinko: Wolfgang, Kira, Matthias, Christoph.

Alter/ Neuer Gibling

Bis 14. Juni wird noch der aktuelle Gibling von Peter Weibel ausgegeben, dann wird er vernichtet. Außerdem ist die aktuelle Weibel-Kunst-Edition noch bis 14. Juni in zwei Exemplaren um jeweils 500,- Euro zu haben.

Ab 15. Juni ist der neue Gibling von OrtnerSchinko gültig. Ab diesem Zeitpunkt wird die neue Community-Währung in 1er, 2er und 5er-Scheinen ausgegeben. Und: Das neue Kunst-Investment der OrtnerSchinko-Edition ist mit jeweils einem 1er-, 2er-, 5er- und 500er-Schein dann ebenfalls um 500,- Euro per Kunstedition zu haben.

Mehr Infos: *punkaustria.at*, *gibling.stwst.at*
Bestellungen: office@punkaustria.at, office@stwst.at
OrtnerSchinko: *ortnerschinko.com*

Gibling Präsentation und Geldvernichtung:
Freitag, 19. Juni, ab 19.00 Uhr, STWST – siehe Versorgerin Rückseite.


Bild: Slow Stream

Givecoin, XGiveCoin und Slow Stream: Hinter dem Gibling steht die künstlerische Beschäftigung mit Geld als Medium. In weiteren Projekten geht es auch um Technologien im Zusammenhang mit Kryptowährungen. Nach den bereits existierenden Kryptowährungsprojekten Givecoin und XGiveCoin hat Franz Xaver zuletzt eine Blockchain hergestellt, die nicht eine Kryptowährung erzeugt, sondern das Verrotten eines Apfels dokumentiert und in dessen Metatag-Proof man Kurztexte hineinschrieben kann. Wie organisch Protest sein kann, ob Verrotten einen Wert darstellt – siehe Projekt Slow Stream: *https://donowtik.com/*

Mein Hirn gefriert bei minus 273 Grad

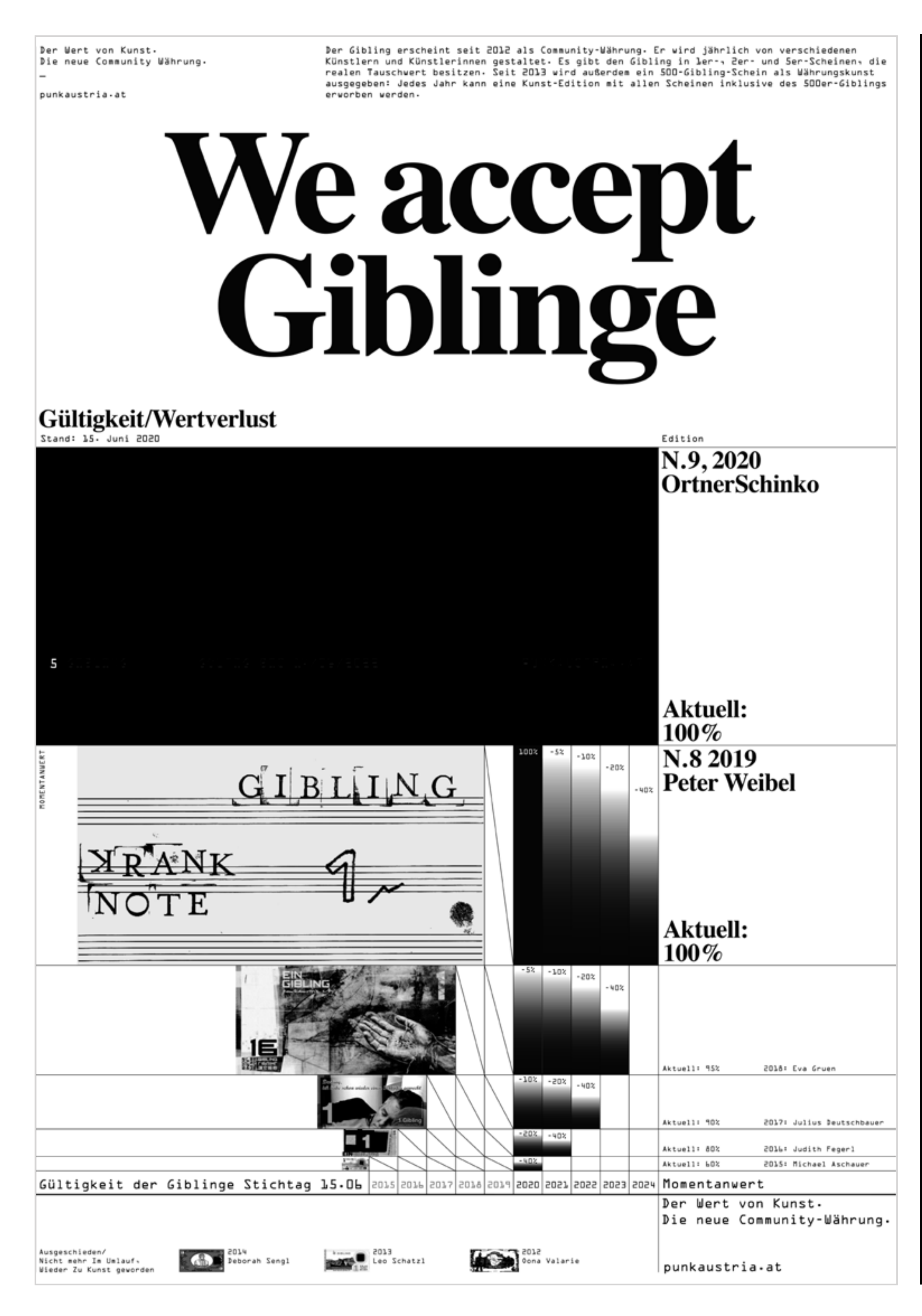
Einige auseinanderdriftende Beobachtungen und textliche Kunst-, Sinn- und Projektskizzen von *Tanja Brandmayr*.

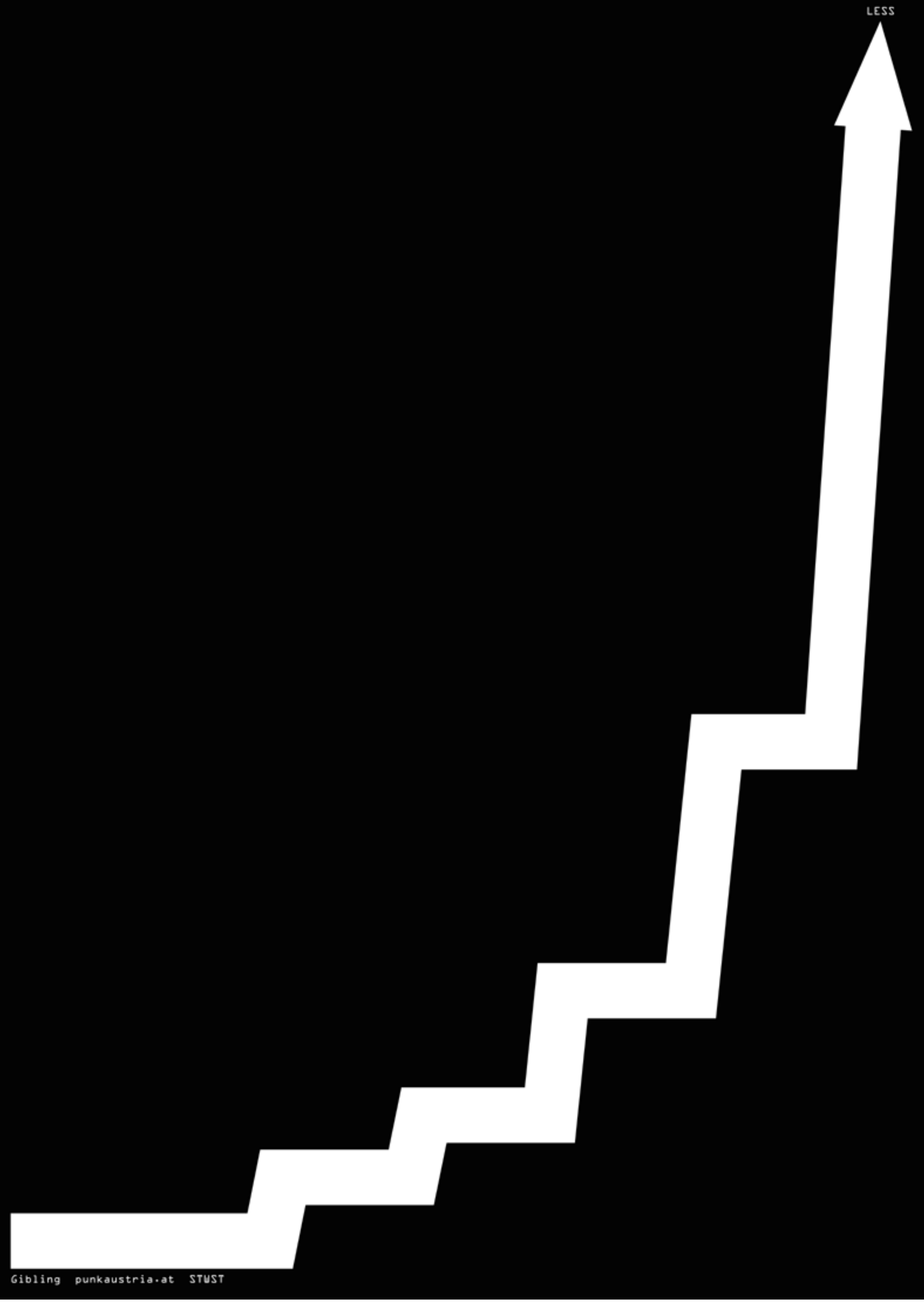
Beobachtungen:
Do you work hard? You Don't!

Auf Macht-Ebenen von Mitte-Rechts-Regierungen geht es vermutlich durchaus darum, den eigenen Reihen und den weniger aufgeschlossenen Teilen unserer Gesellschaft eine Version von Kunst und Kultur zu liefern, die nicht völlig unnütz erscheint, zumindest irgendwie argumentierbar ist, und dabei vielleicht sogar noch angenehm zu prickeln vermag. Dazu lädt man sich offensichtlich gern auch einen lebendigen, ganzen Künstler ein, um sich auf Augenhöhe mit ihm zu unterhalten. So etwa geschehen in Oberösterreich im November des Vorjahres, beim 17. Dialog zwischen Kunst und Wissenschaft: Künstler Erwin Wurm im Gespräch mit Genetiker Markus Hengstschläger im Rahmen einer Veranstaltung von *Academia Superior*, der *Gesellschaft für Zukunftsforschung*. Eine Vereinigung, die in Oberösterreich im Wesentlichen von Spitzen der ÖVP und der Kepler Universität getragen ist. Die folgenden Zitate stammen aus der der Veranstaltung folgenden Presseaussendung. Deshalb: Es kann hier weniger darum gehen, was Wurm im Kontext und vor Ort vielleicht tatsächlich gemeint hat, sondern welche Subtexte per Pressetext verbreitet werden – wir nehmen mal an, nicht ganz zufällig. Der aus dem Pressetext zitierte Wurm im O-Ton: »Gute Kunst schafft Spannung«, »Gute Künstler in einer Sparte beflügeln gute Künstler in anderen Sparten. ‚Meisterschaft schafft Meisterschaft' heißt es«, »Wenn Leute anfangen, sich auszuruhen, geht es schnell bergab.«, »Die Jugend zu fördern ist gut, aber irgendwann muss auch Schluss sein« oder im Hinblick auf Lernende: »Die, die nicht gut sind, die hängen an einem wie nasse Wäsche. Aber es wird trotzdem nichts aus ihnen«. Gut-gut-gut. Um der Aussendung gerecht zu werden: Eine Prise soziale Wärme war auch dabei, ein Hauch von Redlichkeit in Auseinandersetzung mit der Kunst wurde angedeutet. Vor allem aber beginnt der von Aussagen zu Wurms Kunst durchzogene, und letztenendes, was die gesamte Veranstaltung betrifft, vor Selbstzufriedenheit triefende Presstext mit einer Aussage des Landeshauptmannes zur Wirtschaft: »Wer über Lebensqualität und den Wirtschaftsstandort Oberösterreich reden will, muss eine breitere Perspektive einnehmen und auch die Kultur miteinbeziehen.« Und der Pressetext schließt dann auch mit »Miteinbeziehen«: Denn der von Wurm zitierte Sager »Meisterschaft schafft Meisterschaft« bestätige laut PA »indirekt die Aussage des Landeshauptmanns«, dass nämlich »Kunst auch ein integraler Bestandteil eines erfolgreichen Wirtschaftsstandortes sei«, angedacht in einer Art Exzellenz-Wechselwirkung jeglicher Weise. Tja. Meisterschaft versus die nasse Wäsche der Talentlosen: Sind das die neuen Kategorien? In einem politisch und wirtschaftlich unterfütterten Setting, das sich hinter dem Dialog von Kunst und Wissenschaft eher unsichtbar macht: Klingt dann eher nach Ideologieproduktion, oder danach, dass sich die Politik aus der Finanzierung zurückzieht. Nicht nur deshalb bleibt hier gefühlt eine Eliten- und Exzellenzideologie wie ein kalter, nasser Fetzen an einem hängen – um im Jargon zu bleiben.

Exkurs: Auffällig in Oberösterreich der letzten Monate und Jahre: ein Umbau der Kultur im Land Oberösterreich und eine neue, bunt inszenierte Sichtbarkeit der Kepler Universität. Academia Superior, das Großformatblatt Kepler Tribune, PR, Bautätigkeit, Koop mit dem Keplersalon, oder heuer das angeplante Ars Electronica Festival auf dem Uni Campus: Interessant, dass das Land OÖ aus der Jahresfinanzierung des Ars Electronica Centers ausgestiegen, und nun indirekt über die Kepler-Uni, auf dessen Gelände und Instituten die heurige Ars stattfinden soll, in den Ars-Zirkus wieder eingestiegen ist – Wirtschaftscluster und Technologie-Interessen sei Dank. Man möchte sagen, eine vor allem zugunsten der Wirtschaft inszenierte Win-Win-Situation, eine schaurigschöne neue Involviertheit in die Stadt und den Weltkreis – nach dem Motto: Teile und Herrsche. Im größer angelegten Konglomerat scheint die Ars Electronica eher der kleinere Fisch zu sein, außerdem wird sie wegen der Corona-Krise nun eher nicht in der ursprünglichen Form stattfinden. Und auch wenn Teile der Wirtschaft und der Industrie dort recht schön präsentieren (hätten) können, und sie mit diversen Einflussbereichen vor allem die wahren Ansager im Land sind (und man kann annehmen mit allen strategischen Manövern), ist der sich akzelerierende globale Techno-Kapitalismus größer als Oberösterreich, und eine Umverteilung im Sinne des Endes des Kapitalismus, das ja angeblich weniger vorstellbar ist, als das Ende der Welt, also diese Unmöglichkeit einer tatsächlichen Umverteilung im Turbo-Kapitalismus fußt meiner Meinung nach im Wesentlichen darauf, dass es kein Pyramidenspiel gibt, bei dem sich alle gleich bereichern können. Was wiederum für viele eher gegen eine Umverteilung zu sprechen scheint, als gegen ein Pyramidenspiel an sich.

Um damit auf die Kunstschaffenden zurückzukommen, bzw ganz allgemein auf eine Kultur, die Menschen schlicht ein Leben ermöglicht – man kann sowohl zur Kunst, einer weit gefassten Kultur und zur Leistungs-Ideologie generell anmerken: Während insgesamt etwa Künstler und Kulturschaffende tendenziell die armutsgefährdeten Clowns der Gesellschaft sind (obwohl sie wie alle anderen durchaus leistungsorientiert arbeiten müssen, und das noch dazu mehrfach in mehrere Richtungen), und vielleicht gerade deshalb nicht so gut ins Bild passen, während zudem die Zustände in Billiglohn-Segmenten wegen Corona wiedermal aufgepoppt sind, die klassische unterbezahlte Verkäuferin kurz Applaus bekommen hat und auf Baustellen die Subunternehmen von Subunternehmen die Hackler trotz Ansteckungen und unter Androhung von Lohnentzug weiterarbeiten haben lassen, anderswo überhaupt schon Riots ausgebrochen sind, während das alles läuft, werden nicht nur im genannten superioren Beispiel fragwürdige Retro-Leistungs-und-Exzellenz-Vorstellungen fabriziert. Die sind schlichte Re-Arragements des Konservativismus, der Begrenzung und der Ignoranz: Es scheint wieder in diese Richtung zu gehen, die Kunst etwa als Schmuckwerk, Salontalk oder auch, Hokuspokus, schnell in Kreativindustrie verwandelt, innerhalb eines Think Tanks zu instrumentalisieren, und ansonsten die größeren Ressourcen und Entwicklungsinteressen in ein Leistungs-Phantasma zu gießen, um das alles möglichst widerspruchsfrei und smooth zu etablieren. Das lässt sich auch daran erkennen, dass in der PR (hoffentlich nicht im tatsächlichen Weltverständnis?) auch gern mit inszenierten Gegensätzen gearbeitet wird, wie etwa Kunst/Wissenschaft (oder auch sehr beliebt: Tradition/Digitalisierung) – und dass das, was nicht im System passend gemacht werden konnte, am besten nicht einmal existent ist. Es ist ein Drama, dass sich in den





vergangenen Jahren die KünstlerInnen, Kulturschaffenden, Kulturinstitutionen, aber auch die Bildungsinstitutionen gezwungenermaßen dem Diktat eines Kennzahlenfetischismus oder Sparens unterwerfen mussten, zum Nachteil natürlich der Kunst und Kultur, die sich leider selbst allzuoft in dementsprechend unhinterfragtes Wording und angepasstes Denken verstiegen hat – und zum Nachteil der KünstlerInnen und Kulturschaffenden, die sich in prekären Lebenssituationen wiederfinden, die schlichtweg nicht als gegeben hinzunehmen sind. Diese prekären und, um das entsprechende Wording anzuskizzieren: anti-innovativen Lebens- und Arbeitsbedingungen finden sich längst auch in anderen Bereichen. Vom größeren Zusammenhang einer globalen und ebenso beschämend anti-modernistischen Ausbeutung ganz zu schweigen. In Politik sowie Kulturpolitik ist jedenfalls trotzdem eine Tendenz zum Großen, Wahren und Schönen feststellbar.

Sinnskizzen:
Innovation überspringen now!

Dem vermeintlich Großen, Wahren und Schönen sollten Artists, Wissenschaftler und forschende Menschen aber insofern nicht zuarbeiten, als dass es keinen Weg zurück in alte, vormoderne Strukturen geben kann. Die wirklichen Modernisten sollten hingegen so etwas wie einen Faktor Innovation überspringen, um ein System, das sich die letzten, sagen wir 100 Jahre entwickelt hat, in ein Übermorgen zu denken. Und wer's noch immer nicht glaubt: Wir stehen am Kipppunkt eines globalen ökologischen Desasters. Und wie sich jetzt anhand von Unruhen und Zuständen in den USA, zeigt, auch eines größer aufkommenden bürgerkriegsgleichen Desasters, das die tatsächlichen Dimensionen von gesellschaftlicher Antimodernität belegt. Die Ansage, einen Modernismus quasi nach vorne hin zu überspringen, ist aber vielmehr tiefergehend mit Bruno Latour argumentiert, der 1991 sein Buch mit »Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie« betitelt hat und der – abseits vom Inhalt des hier angeführten Buches, das würde zu weit führen – immer wieder auch in Interviews die Wirkungen einer Welt beschrieben hat, in der die Subjekte, Institutionen, Objekte, Dinge, Menschen, Tiere, die gesellschaftlichen Systeme und ihre inkludierenden und exkludierenden Bedeutungen und Wirkungen etc unvermutet weitläufig verbunden sind. Dieser Komplexität steht eine einseitig rational gedachte und gewinnmaximiert organisierte Welt gegenüber, die, angetrieben durch technologische Entwicklung einerseits in Richtung Verrechnung, Totalitarismus, Rechtsruck, Überwachung und Ungleichheit, andererseits in Richtung Abflachung, Reduktion, Nivellierung, Kommerzialisierung und Instrumentalisierung voranschreitet. Was diese großen Dilemmata der Entwicklung anbelangt, befinden wir uns meiner Meinung nach in einer Abgeschlossenheit eines permanenten Re-Arrangements derselben Ideen und Zugänge. Und wir, also »Wir« im großen Stil, tun wider besseres Wissen gerade so, als ob man etwa tatsächlich unendliche Rationalität, oder unendliches Wachstum anvisieren könnte. Wir befinden uns meiner Meinung nach in einer Zeit von etwas wie einem Übergangsopportunismus, in einer Welt, die uns tatsächlich mehr oder weniger einnimmt, mit einerseits alten Ideen von frappierender Ungleichheit, geradezu einer Etablierung von neuer Ungleichheit, und die andererseits auf einer Sinnebene aber auf absurde Weise von einer Äquidistanz zu Allem handelt, zu links, zu rechts, oben, unten und allem anderen Sinnhaften und Unsinnhaften. Der größere Plot ist, meiner Überlegung nach, entweder eine Freiheit, von der wir noch nichts wissen können, weil es sich um eine Freiheit des per se Anderen handelt. Oder es handelt sich um, weniger sympathisch, ein fortgesetztes Szenario einer Art großangelegten, einseitigen Verkündigung von Welt – eine Hineinführung in eine, durch das digitale Big-System angetriebene Geschichtslosigkeit, im Sinne einer Aufhebung von Raum und Zeit, in der sich nur mehr Waren und Wahrheiten verdichten. Diese muss per se gleichverteilt sein, was zumindest eine Gleichsetzung von Karte und Welt bedeutet, und organisiert sich eventuell sogar als ewige, statische Diktatur. Die Frage ist immer: Wo schieben sich die produktiven Irrationalitäten hin, wenn sie permanent nach unten gedrückt werden? Wie wird der Dimension der individuellen Körperlichkeit gerecht? Letztenendes führt der Großversuch von derartigen Dimensionslosigkeiten meiner Meinung nach sogar zu einer entkoppelten Kognition, die per se und evolutionär – zumindest was den Menschen und seine Beziehungen anbelangt – an Entwicklung, den Körper, an dessen kulturelle Existenz, vor allem aber an individuelle Erfahrung, Emotion, Kreativität, Phantasie und Irrationalität geknüpft ist. Dies alles verändert sich – und wer meint, dass Home-Yoga hier die Antwort sein könnte, der möge glücklich werden. Wir finden nun aber vielmehr Widersprüche vor, die sich im klassischen Sinn nicht mehr an Gegensätze koppeln lassen, falls das je möglich war. Wir erkennen stattdessen zunehmend sozial-politisch-kulturell-technologisch-ökonomisch-ökologisch-whatever-systemische Hologramme, in denen sich Alles in Allem abbildet und wiederfindet, und die bis in die Individuen hineinspielen, sprich: Alles hängt mit Allem zusammen – und es zeichnet sich meiner Meinung nach ab – und das ist die Hypothese – dass es auch tatsächlich so ist. Damit müssen wir fertig werden. Deshalb sollten forschende Menschen andere Arten von Gegensätzen aufspüren, Widersprüche, Verbundenheiten, Auflösungstendenzen, das Nicht-Identische oder das Nicht-Deckungsgleiche, die tatsächlich prekäre Situation der Auflösung andenken, eine Physik der Beziehungen, oder einer Mathematik der Empathie, sie können an ästhetischen Strategien des Unsagbaren arbeiten, oder kritische ProduzentInnen des Widerstands sein, einer Erhöhung des Widerspruchs, und sie sollten den Schock des Nichts aushalten – an den neuen Rändern der persönlichen Welt.

Bild: TanjaB

Kunst 1:
Die neuen Ränder der persönlichen Welt

Erhöhung des Widerspruchs: Mit den direkt zugänglichen und kulturgeschichtlich »ersten Medien« des Körpers und der Sprache geht es in einer für das Jahr 2020 in der STWST angelegten Projektskizze darum, das Individuum nach wie vor als das einzig potentiell Widerständige zu verstehen. Gleich danach geht es darum, festzuhalten, wie brutal-tödlich heute die allumfassenden Widersprüche in die persönlichsten Sphären der Individuen hineinspielen. Vor dem Hintergrund einer als total gesetzten Ökonomie haben sich Individuen heute selbst zu einem Rohstoff entwickelt – zwischen alter Ausbeutung und neu kolonialisierter Big-Data-Ressource: Der »Rohstoff Individuum« ist im Zuge der totalitären technologischen und gesellschaftlichen Entwicklungen als Ganzes zu einer angezapften Datenressource geworden, samt Emotionen und innersten Begehren. Mit anderen Rohstoffen gemeingestellt, in einem als absolut zu setzenden ökologischen Rahmen muss es sich schlichtweg neu behaupten, um nicht unterzugehen – verbündet sich aber eventuell mit Dingen, denen bis jetzt ein Bewusstsein abgesprochen wurde. Dieses Text-, Kontext- und Bildprojekt widmet sich der »unreinen« Form der »einzelmenschlichen Erfahrung« innerhalb von Widersprüchen, die sich an der Oberfläche zunehmend zu relativierenden Mehr-oder-weniger-Welten entwickeln. Es geht darum, hier auseinanderdriftende Koordinaten zwischen Referenzerfahrungen aufzustellen. Als »unreine« Form der »einzelmenschlichen Erfahrung« werden hier die Texte von den »neuen Rändern der persönlichen Welt« proklamiert: Diese werden aus Text-, Kontext- und Bildkoordinaten bestehen – vom Menschengedicht bis zum Kontextverlust. Es geht darum, in diesen tristen Mehr-oder-weniger-Welten diejenigen Orientierungs-Koordinaten aufzuschlagen, die Gegensätze benennen. Wir wissen, wie leicht Menschen sonst vom Rand dimensionsloser Scheiben herunterfallen.

Kunst 2:
Mein Hirn gefriert bei minus 273 Grad

Der zweite Teil einer für das Jahr 2020 in der STWST angelegten Projektskizze besteht aus einer erweiterten Körperpraxis und setzt gleichzeitig den Körper als absolut. Das ist wichtig festzuhalten, als dass sich der Körper als nicht zu relativierendes Medium per se in einer kulturellen und sonstigen Nicht-Infragestellung befinden sollte: Individuen stehen Kopf, wenn sie einen Kopfstand machen, sie hungern und haben Schmerzen, wenn die materiellen Grundbedingungen des Körpers nicht gegeben sind. Insofern soll der Körper nicht als beliebiges Experimentierfeld verstanden sein, sondern eben in seiner grundsätzlichen Unversehrtheit einer kulturunabhängigen Vorbedingtheit. Im Gegensatz dazu werden aber diejenigen Dinge interessant, die nicht als absolut zu setzen sind: In diesem künstlerischen Projektansatz werden diejenigen Mechanismen in den Fokus genommen, die körperlich diffizil und rätselhaft sind, reduziert ansetzen und an den ungeklärten bis irrationalen Berührungsflächen zu einem »Bewusstsein« wirksam zu werden scheinen. Praxissetting und Reflexion gehen mit Reduktion einher: Was ist ein Movement, das an einer reduzierten Bewegungspraxis des Gehens und Rückwärtsgehens, eines propriozeptiven Sinns ansetzt oder einer heruntergefahrenen Bewegungsökonomie oder der Welt-Hirn-Schranke des Schlafes? Erweitert wird der Körperresearch im Jahr von STWST 2020 MORE VS LESS um eine noch konsequentere Reduktion, nämlich um das Thema der Autophagie und der damit einsetzenden »anderen« Stoffwechselprozesse auf Zellebene, die Selbstheilungsprozesse anregen und insofern eine Selbstwirksamkeit im Sinne einer Autonomie thematisieren. Begleitet wird dieser Körperresearch mit Reflexion und weiteren thematischen Auseinandersetzungen des Atmens und einer von mir nassforsch proklamierten »nasalen Phase«, die als von Sigmund Freud vergessene, aber umso entwicklungsrelevante Phase behandelt wird. Es geht um einen Research des Wassertransportes im Körper (Wassermoleküle drehen angeblich, wenn sie durch die Zellen diffundieren), und außerdem einer Quantentheorie des Bewusstseins, bei der laut der Theorie des Physikers Roger Penrose und des Anästhesisten Stuart Hameroff in den Mikrotubuli des Gehirns Quanteneffekte geschehen und somit Bewusstsein erzeugen – obwohl Quanteneffekte laut der gängigen Forschung etwa bei Quantencomputern erst gegen minus 273 Grad unter Null möglich sein sollen. Alle Projektansätze verlassen die engeren Grenzen der künstlerischen Praxis in Richtung ihrer Auflösung, dh einer Auflösung in die Wirklichkeit. Sie pochen allerdings geradezu auf eine klassische Funktion von Kunst, indem sie das Unsagbare, Unaussprechliche, die Indirektheit und den verborgenen Kern der Materie zwischen möglichst weit auseinanderliegenden Gegensatzkoordinaten entstehen lassen sollen. Es geht um Atmung, Bewegung, Gegenbewegung sowie ein tiefliegendes Menü an Widersprüchen. Alles in allem handelt es sich bei den skizzierten Ansätzen um Unmögliches: Mein Hirn gefriert bei minus 273 Grad.

Tanja Brandmayr ist unter anderem Künstlerin, Redakteurin und STWST-Mitarbeiterin.

Wurzel aus minus 1

Franz Xaver betreibt das Infolab der Stadtwerkstatt. Aktuell erweitert er den Kunst- und Informations-Kontext um eine Auseinandersetzung mit der »Dritten Natur«. Die folgende Kompilation basiert auf zwei Texten, die sich auf *i.stwst.at* finden.

Die dritte Natur – Wir fordern eine neue Informationstechnologie

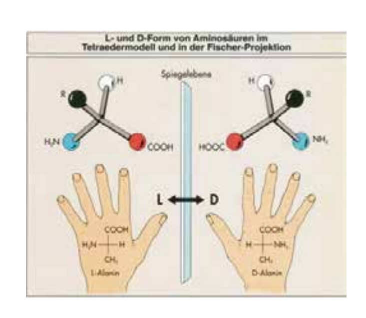
Natur steht im engen Verhältnis zur Information. Schon 2018 näherten wir uns der Information über das Thema Entropie. 2020 versuchen wir das Unbekannte in der Natur aus einem neuen Blickwinkel zu betrachten. Um die Natur besser zu analysieren zu können, möchte ich sie in drei Evolutionsschritte einteilen.

> **Erste Natur:** beinhaltet die physikalischen Gesetze rund um die Entstehung des Universums. Information ist synchron mit der Zeit.
> **Zweite Natur:** Die chemische Evolution entwickelt Leben, dies ermöglicht die Speicherung von Information. Information wird asynchron.
> **Dritte Natur:** Digitale Physik und Quantentheorien hinterfragen den Realitätsbegriff der ersten und zweiten Natur. Information existiert ohne Zeit.

Mit der dritten Natur könnte das Zeitalter der autonomen Information beginnen. Eine Information, die den Menschen als Rezipienten nicht mehr benötigt. Mit dem pysikalischen Begriff einer komplexen Information in der Informationstheorie könnten wir der Zeitraum der 2. Natur verlängern. Für die Überlegungen rund um eine dritte Natur ist der Kunstkontext notwendig. Er ermöglicht eine freiere Abstraktion des digitalen Zeitalters. Das STWST-Infolab versucht seit einigen Jahren mit verschiedensten Projekten, einen anderen Blick auf unsere Informationsgesellschaft aufzuzeigen.

Komplexe Information & Interferenzen des Unbekannten

Es ist immer eine naturwissenschaftliche Herausforderung, Unbekanntes in eine reelle, also »logisch richtige« Information überzuleiten. Als Beispiel nenne ich Interferenzmuster, die ich durch Zufall im Laufe von 30 Jahren immer wieder mathematisch-künstlerisch neu entdeckte und von denen ich immer noch nicht weiß, wodurch sie entstehen.



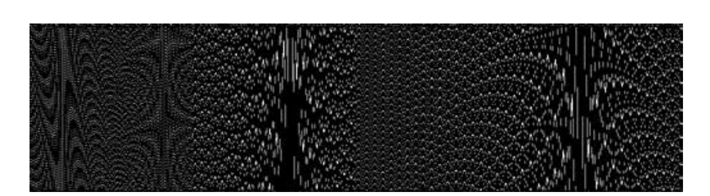
Interferenzen, Moiré-Effekte, Spiegelungen und Symmetrieabweichungen helfen uns, Unbekanntes zu erforschen. Interferenzen bzw. Moiré-Effekte können entstehen, wenn Bilder mit kleinsten Abweichungen übereinander gelegt werden. Sie sind eben nur fast gleich und zeugen von neuer Information. Neue Information kann auch durch gebrochene Symmetrien entdeckt werden z.B bei Spiegelbildern. Man spricht auch von der Chiralität. Man findet diese chirale Struktur auch in Aminosäuren, in der »das Leben« Information erstmals chemisch speicherte. Information entsteht durch kleinste Fehler einer Kopie, Abweichung vom Original, die zu Information führen. In meinem Fall sind es auffällige optische Symmetrien in endlosen Zahlenreihen. Bild: laborundmore.com

Begonnen hat alles 1986 mit einem Commodore VC20 mit einem 6502 Prozessor. Auf der Suche nach einer neuen kinetischen Kunst, die ich auch als Prozesskunst bezeichnen würde, habe ich mit kleinen Computerprogrammen experimentiert. Ich habe Möglichkeiten gesucht, Prozesse in Skulpturen mit einzubeziehen, zu steuern, und diese sogar selbstreferenziell arbeiten zu lassen. Im Fall »Annäherung von Eins gegen Null« (begonnen 1986) überlegte ich mir Formeln, die über endlose Interaktionen immer einen Wert subtrahieren, der sich mit jeder Iteration verkleinert. Ich bin Künstler und kein Mathematiker, aber ich glaube, man nennt dies eine logarithmische Funktion. Ich druckte endlose Papierreihen aus, weil sie für mich ein grafische Komponente hatten. Ich entdeckte über optische Analyse der Zahlenkolonnen Asymmetrien, die in unregelmäßigen Abständen leicht verändert auftraten. Ich war von meinem neuen virtuellen Arbeitsfeld fasziniert. Ich bin ein schlechter Mathematiker und ein ebenso schlechter Programmierer und vielleicht ist ja auch alles nur ein Fehler in meinen Überlegungen, aber es weckte all die Jahre immer wieder mein Interesse und es war so eine Quelle meiner Kunst. Es bot sich für mich erstmals eine neue Nutzung von Algorithmen im künstlerischen Kontext. In der Kunst muss nicht immer alles »logisch richtigen« Argumenten folgen, sie kann auch einfach nur Spaß machen. Aus diesem Grund gibt es etwa auch Kommunikation im Rahmen unseres Infolab-Stammtisches. In der Erforschung des Unbekannten habe ich in Folge mit besseren Computern die grafischen Ergebnisse zu analysieren versucht, bis ich 2020 bei den komplexen Zahlen angelangt bin. (x*x+1 = 0).

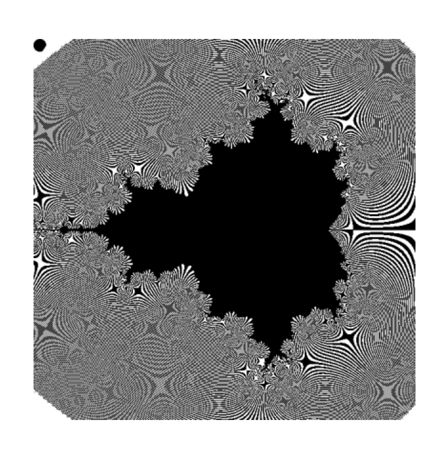
Wie ein komplexer Informationsbegriff helfen kann, Probleme zu lösen

Komplexe Information verhält sich ähnlich wie komplexe Zahlen in der Mathematik, bei denen es einen imaginären und einen reellen Anteil gibt. Beide zusammen beschreiben den IST-Zustand. Das Unbekannte ist dadurch auch in zwei Bereiche zu teilen, den imaginären und den reellen – und dadurch vielleicht leichter zuordenbar. Kunst und Kreativität kommen von Lernen und »Nicht Können« – aus diesem Grund arbeiten wir seit 30 Jahren in Laborsituationen (z.B. Kunstlabor). Das »Wissen wollen« ist dem Bereich der imaginären (emotionalen) Information eines Individuums zuzuordnen und ist mit der allgemein gültigen logischen Information der KI nicht kompatibel.

Dem Thema des Unbekannten näherte ich mich in diesem Fall über drei verschiedene Methoden, die das gleiche Interferenzmuster hervorbringen. Über diese drei unterschiedlichen Methoden sollte es möglich werden, den Grund der Interferenzmuster zu erkennen. Mit anderen Worten: Ziel ist es, den reellen Anteil der Information zu definieren.



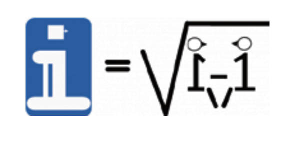
Endlose Iterationen, bei denen bestimmte Nachkommabereiche verschiedenen Farbwerten zugeordnet werden.



Zusammenspiel der komplexen Information mit der Aufarbeitung des »Unbekannten«. Hier eine mathematische Darstellung komplexer Zahlen: Die Mandelbrotmenge. Horizontal wird der reelle Anteil und vertikal der imaginäre Anteil einer Zahl aufgetragen. Das Neue, Unbekannte sind die Interferenzmuster, die dabei auftreten. Das Javascipt-Programm von ein paar Zeilen läuft problemlos auf deinem Rechner, beim Aufrufen der Seite: *https://i.ung.at*

Leben als Fuge von physikalischen Interferenzen

Die Realität unsres Alltags ist inzwischen zum Großteil von informationsverarbeitenden Maschinen geprägt. Diesen logisch richtigen Entscheidungshilfen kann das Individuum mit seinen Gefühlen und »Bauchentscheidungen« kaum Argumente entgegenstellen. Der allgemeine, logisch richtige Konsens gilt als »richtig und wahr«, aber diese Entscheidungen sind für das Individuum langweilig. Sie bringen uns keine neuen Entwicklungen, obwohl Information auf Basis unserer Gene als evolutionäre Datenbank Phantasie und Abstraktion ermöglicht. Das Individuum ist durch die logisch richtige Information bereits in Zugzwang gekommen, wir hinken den Maschinenentscheidungen hinterher und müssen uns rechtfertigen. Um Individuum und Kreativität weiter zu ermöglichen, liegt die Notwendigkeit auf der Hand, die Information unserer Gene in Entscheidungen mit einzubeziehen. Wichtige Bereiche zur Pflege individueller Information sind etwa der Schlaf und die Kunst, die beispielhaft genannt, jeder Mensch braucht, um sich von der »richtigen - wahren« Information zu erholen. Wir sollten der individuellen Information in unserem Alltag eine höhere Priorität einräumen. Wir kommen zum Begriff der komplexen Information.



Stammtisch:
Jeden Dienstag Abend ca. 18.00 Uhr Video-Chat-Treff: *https://meet.jit.si/infolab*. Dieser Videochat dient hauptsächlich der Imagination von Information. x*x+1=0 :)

Drei Beispiele einer komplexen Information – der imaginäre Anteil sagt nichts über die künstlerische Qualität der Darstellung aus



Bild 1: Darstellung der Eleonore mit einem hohen imaginären Informationsanteil. Der imaginäre Anteil der Information gibt nur Aufschluss über eine individuelle Sichtweise. Die imaginäre Information könnte ein mathematisches Hilfsmittel werden, um individuelle Sichtweisen in der Informationsgesellschaft zu erlauben. Die imaginäre Information hat nichts mit der künstlerischen Qualität einer Darstellung zu tun. Künstlerin: Marie Kovarikova



Bild 2: Darstellung der Eleonore mit einem hohen reellen Informationsanteil. Dieser reelle Anteil hängt mit einem hohen Wiedererkennungsfaktor zusammen und sagt auch nichts über die künstlerische Qualität der Darstellung aus. Die Differenzierung in eine komplexe Information sollte nicht nur bei Bildern sondern bei jeglicher Art von Information angewandt werden. Foto: Franz Xaver

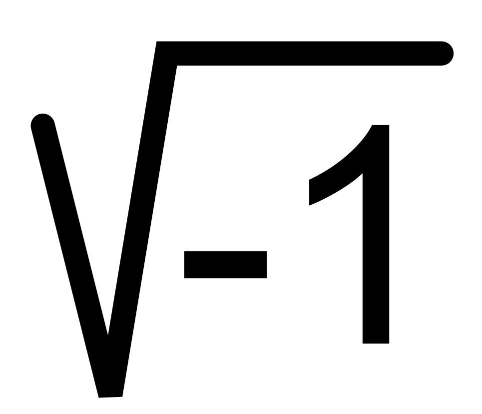


Bild 3: Darstellung der Eleonore mit einer sehr hohen subjektiven Sichtweise, mit einem hohen Anteil an imaginärer Information. In einer neuen Informationstheorie könnte das Ziel die unterschiedliche Klassifizierung durch komplexe Information werden. Der erste Schritt wäre eine Übereinkunft, dass es nicht nur eine Art von Information gibt, die man unkontrolliert in die digitale Welt kippt. Zeichnung: Samson Igwe

Mathematische Argumentation

In der Mathematik sind es die komplexen Zahlen, die aus einem reellen und einem imaginären Anteil zusammengesetzt sind. Es ist die Wurzel aus minus 1, die unsere Entscheidungen aus dem eindimensionalen in ein zweidimensionales Feld bringen kann. Mit einem zweidimensionalen Feld könnten wir die Informationsgesellschaft in Richtung der Gefühlsentscheidungen von Individuen verändern. Wir wollen aber keine Bremser sein. Wer bremst, verliert. Wir wollen den Fortschritt und neue Entwicklungen. Aber wir müssen unsere bekannte Informationstheorie neu überdenken. Wir wollen nicht zurück zu konservativen Werten, wir wollen auf Basis des demokratisch erworbenen Wissens und bei voller Anerkennung der technologischen Entwicklungen eine neue Einbettung der evolutionärer Datenbank der Natur in unsere Entscheidungen.

Zu diesem Zweck suchen wir nach Anomalien in der »logischen wahren« Wirklichkeit. Neben den Anomalien des Wassers, mit denen wir seit 2005 experimentieren (Donautik und *https://halfbit.org*), erforsche ich auch Anomalien in mathematisch-physikalischen Zusammenhängen. Anomalien bieten immer Unbekanntes, über das unsere Phantasie angeregt wird, was Stoff für unsere künstlerischen Positionen bietet. Durch andere Positionen und Darstellungen des Unbekannten zeigen sich vielleicht dann Möglichkeiten, die »wirklich reale« Welt plötzlich aus einer neuen Perspektive zu betrachten.



Leben als Fuge von physikalischen Interferenzen

Mit dem Aktivpass die Angebote der Volkshochschule Linz zum halben Preis nutzen!

„Die Linzer Volkshochschule bietet ein umfangreiches Programm.

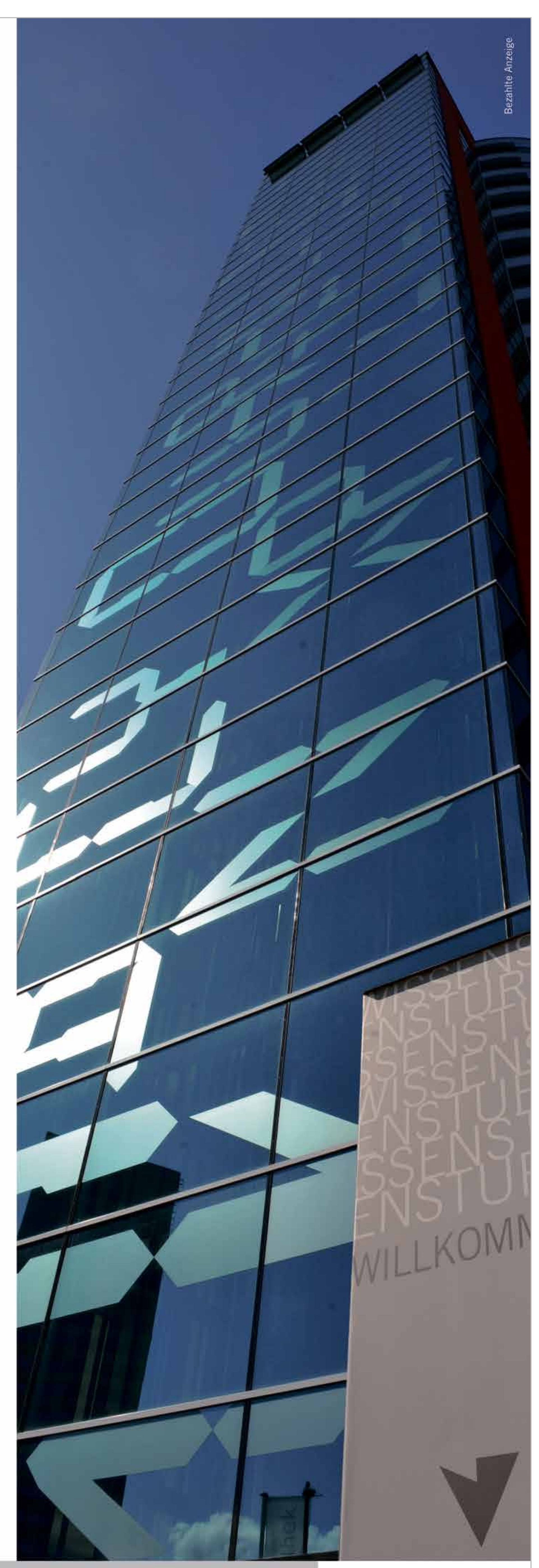
Beginnend von Grund- und Weiterbildungsangeboten über Kurse zur Gesundheit bis hin zu außergewöhnlichen Vorträgen und Referaten findet sich für jeden Geschmack etwas.

Mit dem Aktivpass erhalten Sie auf alle Kurse und Veranstaltungen eine 50 %-ige Ermäßigung.

Das umfassende VHS-Angebot ist eine Einladung an alle Linzerinnen und Linzer, die vielseitige Welt des Wissens kennenzulernen und neue Erfahrungen zu machen.“



Mag.ª Eva Schobesberger
Bildungsstadträtin



Volkshochschule Linz





One does not simply make a zoom meeting

Trying to organize an open-source digital festival during the hype of corporate web conferencing. By *Davide Bevilacqua*.

At the beginning of 2020, right in the preparation phase of AMRO Art Meets Radical Openness, social distancing became the new context in which servus.at had to produce its community festival. Sad about the amount of lifes taken away by the pandemic and worried for the implications of the quarantine, servus.at decided that *especially because of the situation* it was important to organize our biennial gathering as a remote event.

Using as inspiration the graphic of the »hype cycle« of technologies patented by the american consulting firm Gartner,[1] we describe how social activities boomed on video call and streaming platforms and how this maybe influenced our experiment of a »radical digital festival«. A note to the reader: this article was written before the beginning of AMRO festival, but it was distributed after the event. Only you can make now the connection between what is written here and what you, hopefully, experienced during the festival.

Technology trigger: »let's just meet online«

Social distancing was a perfect trigger for a new wave of adopting web conferencing. The infrastructure has been there for a long time, but until right before the isolation measurements, a majority of people – many producers of art included – were still reluctant to fully embrace these tools for production and for reaching the audience. The smooth acceptance of the new working condition was particularly surprising: everyone immediately moved any public activity that could be virtualized »online«. Various strategies were involved: some of us retrieved the forgotten credentials of obsoletes accounts; others experimented each day with new platforms and ended up with a dozen of new accounts and installed software, each of them used with a very specific group of people.

Such a dissociative approach towards platforms was intense, but nothing new. The issue of synchronizing people in digital spaces is well known, as well as the speed at which people develop habits and make digital rooms become »familiar places«. The power of platform affection that emerges, when any group decides to move to a new tool for any given reason is most of the time underestimated: everyone feels left out, unsure if the meeting happens in »the new« or in »the old place«. The recent overload of channels and rooms was especially strenghened by a new unwritten social rule that was identified only now. It says: »if a platform is proposed for a meeting, this platform shall be used and not changed – unless for serious reasons«. Sadly, privacy and data protection are seldom relevant reasons, if that platform offers a face recognition algorithm that puts bunny ears on your head.

Despite all this, overloaded by new subscriptions, many still embraced cooperatively the situation and each of us started feeling – at least a little bit – like a promising youtuber.

Peak of Inflated Expectations: »this will change everything«

Over the first days, except for the anxiety of the pandemic, everything ran great on the desks of contemporary festival workers. Seven 2-hour meetings per day were followed by a web-bar with friends in which the most recurrent remark was »why didn't we do it before?«

This peak of enthusiasm screwed up even the very separated castes of the »apocalypti« and the »integrated ones«, the two opposing socio-technical groups first labeled by italian semiologist Umberto Eco in the 60s.[2] The old school intellectuals who did not consider the potential of new technologies in their work were »apocalyptic«, whereas the »integrated« were the ones that showed a more open interest towards upcoming media culture – and were marked as »too uncritical« from the first group. In an almost perfect conceptual loop, the rising mass culture appropriated and decontextualized Eco's reflection on how academics dealt with the time in which they were living and the terms labeled the ways in which people approached web conferencing until covid-19 came.

For many, this peak of streaming platforms and virtualized concerts finally realized the long awaited marriage of online technologies and generally large audiences. Large museums made their collections online available for free, musicians published their content freely on the web and even art galleries decided to hop into the world of virtual exhibitions. All this enthusiasm was almost mocking the efforts of countless artists that for decades tried to push the possibilities of online spaces … but what matters is that we are there now.

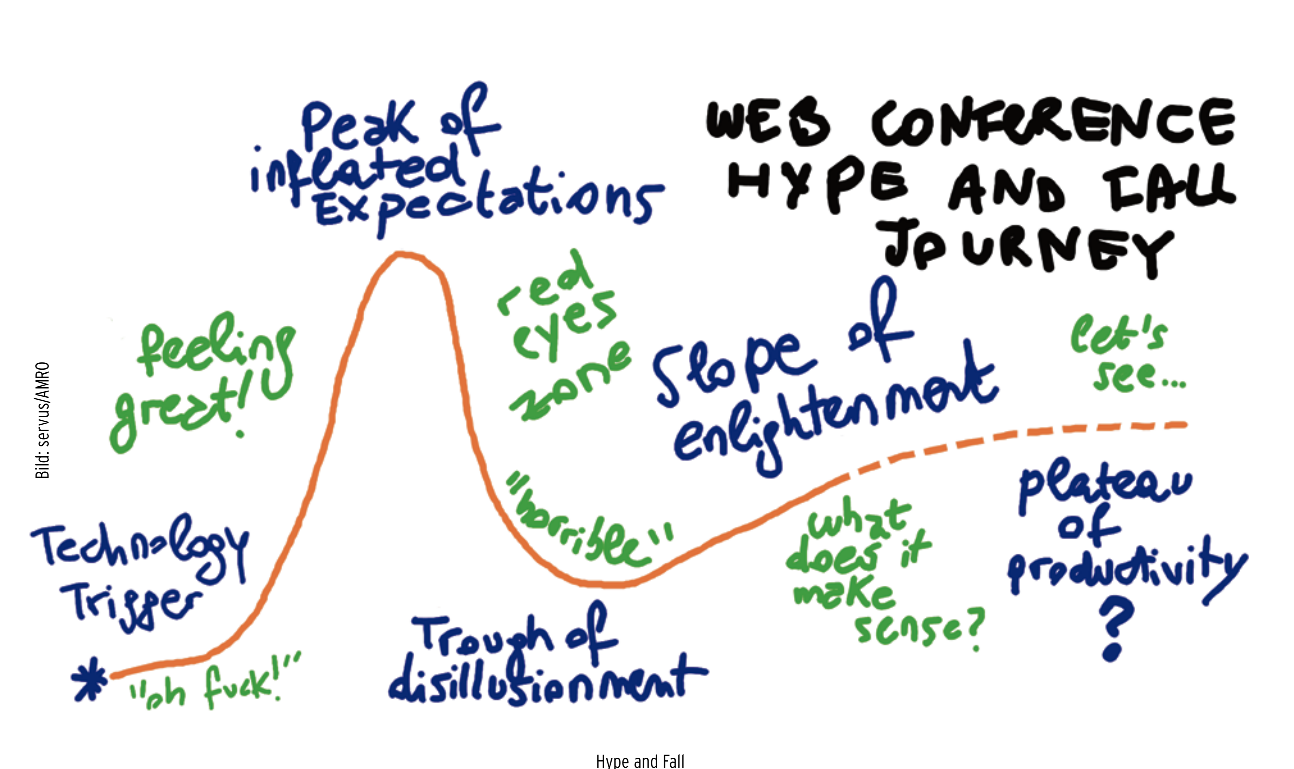


Bild: servus/AMRO

Hype and Fall

The success of virtual stages also hit influential personalities of media art that had addressed for a long time the linguistic and representational limits of media and technology. Even they were attracted by the rampant virtualization as if it was as an angel announcing the transformation from society of closeness to a happy society based on distance.[3]

Through Disillusionment: Umberto's redemption

That enthusiasm did not last long. After a couple of weeks of intense remote activities, everyone began recalling *why* remote conferencing technologies were always the second option.

The initial lightness of the audiovisual meeting was overloaded by the invisible labour behind any unspectacular online presentation. Connectivity issues at each end of the conversation were not tolerated anymore, as if everyone expected the other to have the communication skills of a well-trained journalist. On top of this, in the effort to get something meaningful out of the virtual connection, many reached the exhaustion limits of supporting exclusively-mediated relations.

After this cold shower, the most adaptive folks found ways to deal with the mutated media environment, arguably setting the basis for a career as a proto-rising-web-star. Others began escaping the virtual spaces mumbling about rare connectivity issues to avoid »yet another online call«.

Slope of Enlightenment: a slower, multilayered space is needed

2020 AMRO Festival was born in this context. As a result of this, we tried not to copy-paste the festival schedule into a »streaming timetable«, but rather follow a logic of multiple spaces that could host different encounters. The spinning of the tornado of the festival title became an inspiration for the multiple directions of sight that one has to take into consideration while dealing with contemporary platforms. But also reminded us that themes such as the climate crisis, sustainable technologies, the need for alternative internet infrastructure cannot be solved with few simple (one-sighted) instructions. This was in my opinion mirrored in a general fragmentation of the festival program into threads and conversations that cover interconnected aspects.

Rather than seeing the event as the digitalization of a single room with someone on the stage, we tried to consider the time and spaces in which spectators were living in. Presentations started before the beginning of the festival and workshops could run much longer than our four days. Contributions from individuals were mostly grouped into public, private and semi-private conversations. But most importantly, we layered digital spaces of various kinds, thinking that this multiplication of platforms could stimulate relations with different speed and deepness. And, hoping that all of this made sense, we went online. Here you can conclude the story with what you experienced during the festival, dear reader.

Plateau of Productivity: how will be go back to normality?

In the hype cycle, the first moment of enthusiasm is followed by the feeling of a big night out, after which the delusion after excitement is processed into a more mature relationship with the new technology. Following this logic, after these first experiences, we would have found ways of creating hybrid formats – integrating physical and virtual, balancing out local presence with remote impulses.

With a more »apocalyptic« tone, it is maybe easy to think that once the pandemic will be solved, very likely web conferencing will at the same time disappoint and thereby contradict the predictions of the silicon valley. In the cultural sector, everyone will be happy to go back to »normality« and appreciate the possibility of physical meetings even more than before. Simultaneously, large tech companies will consider keeping remote working forever and not going back to the »normal« office situation. An unsurprising strategy to economize infrastructural expenses further by pushing the rhetoric of having the employees work in their home environment – surely at the cost of the worker.

Only time will let the real effects emerge. But thanks to a last naive thought of an »integrated one« – the two souls are very difficult to separate indeed – I like to imagine that in some corners of the future web, thanks to this situation, a community found itself in some special digital spaces and since then can finally have the conversations that they could never have had somewhere else.

---

[1] *https://en.wikipedia.org/wiki/Hype_cycle*

[2] Umberto Eco, Apocalittici e Integrati, 1964, Italian Edition; Apocalypse Postponed, 1994, English Edition

[3] »Das Corona-Virus ist der unheimliche Bote, der den Wandel von der (körper- und maschinenbasierten analogen globalen) Nahgesellschaft in eine (signal- und medienbasierte digitale globale) Ferngesellschaft verkündet.« from Peter Weibel, »Virus, Viralität, Virtualität: Der Globalisierung geht die Luft aus« in »derstandard.at«, online edition, 5. April 2020, available at *https://www.derstandard.de/story/2000116482357/*.

Davide Bevilacqua ist Künstler und Kurator. Seit 2017 entwickelt er das Kunst- und Kultur-Programm bei servus.at *und das AMRO Festival Art Meets Radical Openness.*



OPEN CALL: NEW SOUND CONTEXTS

Bild: Jörg Parnreiter

VORGESCHICHTE

Mit dem STWST-Jahresclaim »MORE VS LESS« und schon zur Wieder-Eröffnung der Öffentlichkeitsbereiche ab dem 15. Mai wurde die STWST mit Sounds und Kunst von Sound-Artists und aus den hauseigenen New Art Contexts bespielt: Mit Vogelgezwitscher von der Fassade, und im Haus mit Sound-und-Nichts-Kathedralen des Mikrokosmischen, der Isolationismen und der Tiefe. »Aufsperren mit Sperrrädern«: *events.stwst.at*

OPEN CALL

Wir beabsichtigen, unter dem Arbeitstitel »SOUND- UND KUNSTKATHEDRALEN DES NICHTS« dieses Konzept der erweiterten SOUND-KONTEXTE mit eingeladenen Artists weiterzubetreiben und möchten in Zeiten des MORE, des LESS und der prekären Verhältnisse dieses Konzept außerdem für lokale/nationale Artists öffnen. 3-4 Bereiche der STWST sollen bespielt werden, die Sounds überlagern sich im Haus. Bespielungen an den Wochenenden der nächsten Wochen. Site-Spezifische Situation, Details auf Anfrage und nach Absprache. Bei Interesse ein formloses Mail an: office@stwst.at. Anfragen und Einreichungen AB SOFORT und bis 31. Juni.



COMMUNITY-WÄHRUNG UND WÄHRUNGSKUNST: GIBLING-PRÄSENTATION UND GIBLING-GELDVERNICHTUNG

NEUER GIBLING:
Ab 15. Juni ist der **neue Gibling von OrtnerSchinko** gültig. Eine dunkle Communitywährung in Zeiten der Digitalisierung der Geldflüsse, Schwarzgeld, Goldrush und prolongierter Wellen-Weltwirtschaftskrise in einem. Die neue Community-Währung kann in 1er, 2er und 5er-Scheinen bei Punkaustria getauscht werden, in kleinen und großen Beträgen. Und: Das neue Kunst-Investment der OrtnerSchinko-Edition ist dann mit jeweils einem 1er-, 2er-, 5er- und 500er-Schein ebenfalls um 500,- Euro per Kunstedition zu haben.

FEIERLICHER AKT – GIBLING PRÄSENTATION UND GIBLING-GELDVERNICHTUNG:
Der neue Gibling von OrtnerSchinko wird präsentiert,
der alte Gibling von Peter Weibel vernichtet.

Am **Freitag, den 19. Juni, ab 19.00 Uhr**
STWST FOYER – Präsentation und Vernichtung

Danach, ab etwa **20.00 Uhr, STWST Lände**
Community Currency Distancing
Come as you are.

Mehr Infos über den Gibling:
punkaustria.at, gibling.stwst.at

Bestellungen:
office@punkaustria.at
office@stwst.at

Interview zum neuen Gibling auf Seite 18.

Impressum versorgerin Nr. 0126 / juni 2020 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: versorgerin redaktion . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**